

DIE OSTSCHWEIZ

N° 04/21

Hexenjagd in der Natur

Lassen wir es wuchern – Lubera-CEO Markus Kobelt über Fremdenfeindlichkeit in der Pflanzenwelt

Ausserdem:

Roger Köppel beschäftigt sich mit seiner Überflüssigkeit. Wieso sich ein Mann 10 000 Mal aus einem Flugzeug stürzt.

Graziella Blatter analysiert die menschliche Arroganz. Jägerin Katja Eichmann. Weshalb man entschlossen töten sollte.

Und:

Faszinierend – ein Blick auf die Kraftorte der Ostschweiz.

CHF 12.–
EUR 12.–



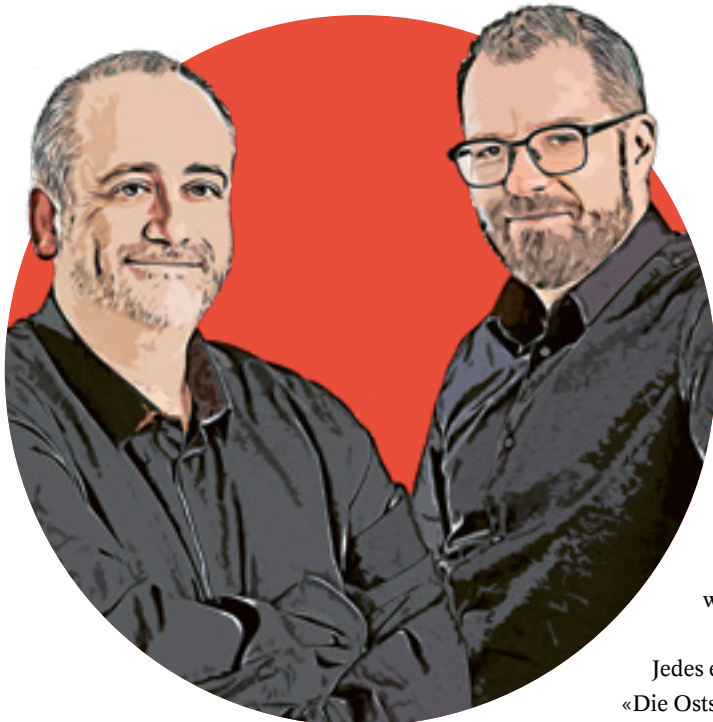
Traumhaft wohnen.
Intelligent finanzieren.
Immobilie? MoneyPark.

**MoneyPark – der führende Spezialist
für Hypotheken und Immobilien.**



NEU!

Wertsteigerung
Ihrer Immobilie
prüfen auf
moneypark.ch



Liebe Leserin, lieber Leser

Es freut uns sehr, dass vermehrt auch Leserinnen und Leser ausserhalb unseres eigentlichen Einzugsgebiets «Die Ostschweiz» entdeckt und abonniert haben. Wir haben die Printausgabe immer als Ergänzung zum Onlinebereich angesehen, als Instrument, um die Marke zu stärken, aber auch als ein Gefäss, in dem gewisse Themen anders abgehandelt werden können als auf dieostschweiz.ch.

Jedes einzelne Abo unterstützt uns dabei, die gesamte Welt rund um «Die Ostschweiz» weiterzuentwickeln und noch vielfältiger zu gestalten. Und hier sind wir derzeit gleich mit mehreren Projekten beschäftigt. Einige davon stellen wir Ihnen in diesem Magazin kurz vor.

Wo «Die Ostschweiz» draufsteht, soll natürlich auch ordentlich «Ostschweiz» drinstecken. Dennoch haben wir uns zum Ziel gesetzt, in unserer Printausgabe künftig vermehrt auch den Fokus auf die Schweiz als Ganzes zu richten. An entsprechenden Themen fehlt es nicht. Und erste Ansätze finden Sie bereits in der vorliegenden Ausgabe.

Es ist wie in so vielen Bereichen: Der perfekte Mix macht es aus. Und letztlich auch der Wille, sich laufend auf neue Gegebenheiten einzulassen. Hier sind wir jederzeit auch dankbar um Feedbacks, Anregungen und natürlich auch Kritik.

Wenn Sie diese Ausgabe in den Händen halten, sind wir bereits mitten in der Produktion des Magazins zum Jahresende. Dieses wird – so viel können wir schon heute verraten – sehr vielfältig ausfallen. Sowieso haben wir gerade auch für den Printbereich für das Jahr 2022 so einige Ideen, die wir verfolgen. Wir werden Ihnen dann nicht nur neue Rubriken präsentieren, sondern auch mit der einen oder anderen Überraschung aufwarten.

Wir freuen uns, wenn Sie auch in den nächsten Monaten ein Teil von «Die Ostschweiz» sind und uns auf einem spannenden, nicht immer einfachen Weg begleiten.

Herzlich
Stefan Millius & Marcel Baumgartner

PS: Wenn Sie neu auf uns gestossen sind und keine Ausgabe verpassen wollen, dann abonnieren Sie unser Magazin unter abo@dieostschweiz.ch oder per Telefon unter 071 221 20 90.

*Am schnellsten geht es online:
www.ostschweizermedien.ch/angebote*



Herausgeber, Redaktion und Verlag:

«Die Ostschweiz»
Ostschweizer Medien AG
Marktgasse 14
9000 St.Gallen

T. +41 71 221 20 90
info@dieostschweiz.ch
www.dieostschweiz.ch

Verlagsleitung: Marcel Baumgartner, baumgartner@dieostschweiz.ch | **Chefredaktion:** Stefan Millius, millius@dieostschweiz.ch | **Anzeigenleitung:** Martin Schwizer, schwizer@dieostschweiz.ch | **Autoren:** Michel Bossart, Manuela Bruhin, Manuela Müller, Simone Hengartner, Andy Givel, Andreas Felder, Michael Steiner, Andreas Lehmann, Claudia Hutter, Hansjörg Hinrichs, Lea Müller, Sarah Roth, Lea Tuttlies | **Fotografie:** Bodo Rüedi, Keystone | **Korrektorat:** Galledia Print AG | **Aboverwaltung:** KünzlerBachmann Verlag AG, abo@dieostschweiz.ch, Abopreis: CHF 69.– für 6 Ausgaben | **Erscheinung:** «Die Ostschweiz» erscheint 6 Mal jährlich mit Ausgaben April, Mai, Juli, August, Oktober, Dezember | **Gestaltung/Satz:** Ammarkt AG, St.Gallen, t.kissling@ammarkt.ch | **Produktion:** Galledia Print AG, Flawil.

WÄHLERISCH SEIN UND DAS LEBEN STILVOLL GENIESSEN.

Wo Sie Schönheit finden, finden Sie Ruhe und Gelassenheit. In der Hektik des Alltags soll es sich lohnen, der Entspannung Raum zu geben. Am besten in einem Ambiente, das in jeder Beziehung stimmig und individuell ist.

Unsere Einrichtungskonzepte mit Originalen von B&B Italia, Minotti, Molteni, Knoll International etc. erzählen vom Gegentrend zur schnellen Welt. Sie feiern das Fühlbare, Echte und Einzigartige und wecken die Sehnsucht nach Dingen, jenseits vom Massenkonsum. Willkommen zuhause.



Inhalt

04/21



Die Ostschweiz

- 6 Die nächste Dimension: Videos und Podcasts.

Brennpunkt

- 8 Graziella Blatter erzählt ihre persönliche «Coronageschichte».

Gespräch

10 Roger Köppel denkt bei seinem Engagement an seinen Vater.



Business

- 50 Elektrifiziert und elektrisierend: Onlinehandel geht auch nachhaltig.
- 52 Null Risiko? Null Chance! Wo unser «Kulturfehler» liegt.
- 53 Banken sollen nicht den «Aufpasser» spielen müssen

Mehr Infos via QR-Code

Sie finden in diesem Magazin bei mehreren Artikeln QR-Codes, die Sie zu weiteren Infos führen. Hinweis: Bei neueren Handys einfach Kamera aktivieren und auf QR-Code platzieren. Die meisten Zusatzinfos finden Sie zudem auf www.dieostschweiz.ch unter dem Menüpunkt «Magazin».

Herbstwind

- 14 Der Pflanzenzüchter Markus Kobelt wird mit seinen Gedanken zum Kult.
- 18 Bei Nadja Tschopp geht es um Kleider – aber auch um Emotionen und Geschichten.
- 22 An diesen Kraftorten füllen wir unseren Energiespeicher.
- 32 Uhrmacher? Das gibt es noch? So wie Dominic Krähenbühl.

34 Sarah Schönenberger macht Käse. Auch wenn sie nicht danach aussieht.

- 38 Raymond Gimmi sucht den freien Fall. Schon mehr als 10 000 Mal.
- 44 Die Jungjägerin Katja Eichmann räumt mit Vorurteilen auf.

47 Was, wenn der Sohn des Extremsportlers später auch mal will?



Meinungen/Kolumnen

- 21 Lieber glücklich sein als recht bekommen, schreibt Simone Hengartner Thurnheer.
- 21 Für Andy Givel ist Wellness nicht das, was die meisten darunter verstehen.
- 41 Herr Gerber gendert sich durch einen Anlass.
- 41 Batmobil und «K.I.T.T.»: Wenn ein Traum wahr wird.
- 70 Hansjörg Hinrichs über ein Geschenk aus Stein.
- 72 Die junge Ostschweiz über sexuelle Gewalt, Neurodiversität und Unwetter
- 74 Ralph Weibel über Zollbürokratie, die Beziehungen rettet

Menschen

- 54 Diese Marke kennt jeder. Ralph Brühwiler kennt sie besser als andere.
- 59 An den Jasstisch gehört ein Landei wie Fabienne Bamert, nichts anderes.

60 Hoch zu Ross – aber Léonie Guerra will noch höher hinaus.



- 64 Hanspeter Krüsi spricht täglich über Dinge, die nie geschehen dürften.
- 68 Giuseppe Gracias neues Buch: Eine junge Frau, eine Waffe und ein nervenzerreissendes Finale.

Jetzt gibt es etwas auf die Ohren

(und bald fürs Auge)



Lesestoff bietet «Die Ostschweiz» mit der kostenlosen Onlinezeitung und dem abonnierten Magazin mehr als genug. Nun bauen wir mit neuen Formaten aus: Podcasts und Videosendungen. Damit werden die Vorteile eines digitalen Mediums voll ausgenutzt.

Die neuen Formate sollen das «Kerngeschäft» von «Die Ostschweiz» ergänzen und erweitern.

Vom regionalen «Newsblog» zum kleinen Medienhaus mit einem umfassenden Angebot: Der Erfüllung dieser Mission kommt «Die Ostschweiz» immer näher. Seit Kurzem produziert die Redaktion regelmässige Podcasts mit Interviews und Kommentaren. Podcasts sind eine komfortable und einfache Art und Weise, sich informieren und unterhalten zu lassen, bestens geeignet auch, wenn man im Auto sitzt oder durch den Wald joggt.

Ein fixes Element wird die Sendung «Der Wahnsinn der Woche» sein, in der die Redaktion über das spricht, was in den letzten Tagen besonders zu reden gegeben hat. Darüber hinaus werden auch zeitlose Gespräche und vieles mehr dazukommen.

Über diverse Dienste abonnieren

Die Podcasts werden auf www.dieostschweiz.ch publiziert; dort finden Sie unter den «Rubriken»

auch den entsprechenden Menüpunkt mit allen bereits veröffentlichten Episoden. Als Nutzer eines Dienstes wie Spotify, Apple Podcasts und vielen anderen können Sie den «Die Ostschweiz»-Podcast auch abonnieren und verpassen so keine Episode.

Noch in diesem Jahr beginnen wir zudem mit der Produktion und Ausstrahlung von Videosendungen. Dort stehen Interviews und Gesprächsrunden aus verschiedenen Lebensbereichen im Fokus. Eine Reihe fachkundiger Moderatoren führt durch Sendungen rund um Politik, Wirtschaft, Kultur, Sport und Gesellschaft.

Mehr Vertiefung

Die neuen Formate sollen das «Kerngeschäft» von «Die Ostschweiz» ergänzen und erweitern. Allerdings geht es nicht nur um eine andere Form der Vermittlung. Gerade Podcasts erlauben es, ein Thema sehr viel stärker zu vertiefen als ein Text, dem punkto Umfang Grenzen gesetzt sind. Die akustische Form schafft auch mehr Nähe und Atmosphäre als nackte Buchstaben.

«Die Ostschweiz» möchte Sie publizistisch begleiten – in der Form, für die Sie sich entscheiden. Das wird in Zukunft noch weit mehr möglich sein als bisher.



Klar ist nur, was unklar ist

Gegen aussen stehen sich zwei unversöhnliche Seiten gegenüber. Die Menschen, die mit dem Zertifikat ausgerüstet alle Freiheiten geniessen, und die anderen, die sich diesem Schritt verweigern. Doch beim näheren Hinschauen ist alles denkbar unklar. Das Stichwort heisst: Willkür.



Text: Stefan Millius, Bild: zVg.

Viele Universitäten in der Schweiz haben freiwillig die Zertifikatspflicht eingeführt. Aufgrund eines Rekurses eines Studenten muss diese Gepflogenheit nun untersucht und abschliessend beurteilt werden. Der Ausgang war bei Redaktionsschluss noch offen. Was aber sicher ist: Die Einführung dieser Pflicht basiert auf denkbar dünnem Eis. Es gibt schlicht zu viele Grundsätze, welche sich Universitäten auf die Fahne geschrieben haben, die durch das Zertifikat tangiert werden. Nur scheint es aktuell niemanden mehr zu kümmern, was man sich früher als grundsätzliche Philosophie übergestülpt hat. Die freie Bildung für jeden, den Zugang zu Bildungsinstitutionen ohne Hürden und so weiter.

Wenn Menschen auf einer denkbar schwachen bis inexistent rechtlichen Grundlage keinen Zugang mehr haben zu Bildungsinstitutionen aufgrund einer Pandemie, die diesen Begriff vielleicht nicht einmal verdient, gemessen an den Zahlen der letzten eineinhalb Jahre, dann ist klar: Da passiert etwas anderes als das, was uns vermittelt wird.

Auch die Sicherheitsinstitutionen in unserem Land sind unter Druck, was die Glaubwürdigkeit betrifft. Wie lässt sich beispielsweise diese Situation erklären? Klimaaktivisten campieren tagelang unbehelligt vor dem Bundeshaus, zapfen Strom und Wasser der Stadt Bern an. Aber wehe, Kritiker der Coronamassnahmen tauchen auch nur in der Nähe der heiligen Hallen des Bundes auf: Dann werden in Minutenschnelle Wasserwerfer und Gummischrot aufgefahren, und einzelne Teilnehmer der Demonstration werden im Video dokumentiert angegangen, als wären wir in Amerika bei einem Einsatz der Polizei gegen einen Schwerekriminellen.

Es ist diese Ungleichheit, die zum Nachdenken anregt. Oder je nachdem auch zu mehr.

Entscheidungen des Staates polarisieren immer, sie freuen den einen, sie ärgern den anderen. Entscheidend ist nur, dass sie auf dem fassen, was einst beschlossen wurde. Auf der Verfassung. Auf den Grundrechten. Auf den geltenden Gesetzen. Aktuell wird all das sehr kreativ in eine Richtung ausgelegt. Obschon wir eigentlich schon eine ganze Weile nicht mehr dem Notrecht unterstehen, das vermutlich auch übereilig ins Leben gerufen wurde.

Rechtssicherheit ist das, was uns von Willkürstaaten unterscheidet. Es wird nie staatliche Entscheidungen geben, die allen gefallen, aber immerhin hatten wir früher die Gewissheit, dass das, was uns gegen den Strich geht, irgendwann auch entsprechend beschlossen worden ist. Heute sieht das anders aus. Der politische Wille hat die Oberhand über die Gesetzmässigkeiten gewonnen – ohne entsprechende Grundlage. Das ist die Basis für eine grosse Verunsicherung in der Gesellschaft. Diese wiegt schwerer als die einzelne Massnahme. Sie unterminiert das Vertrauen in den Staat als solchen. Und das vermutlich weit über die Coronasituation hinaus.

«Vieles, was geschieht, hat eine denkbar schwache Grundlage.»



«Was wir tun, ist menschliche Arroganz»

Graziella Blatter wurde 2003 schweizweit bekannt, als sie den damaligen FIFA-Präsidenten Sepp Blatter heiratete. Die Ehe hielt nicht lange, mit Blatter fühlt sie sich immer noch verbunden. Heute ist sie als Coach und Therapeutin tätig. Aus dieser Perspektive beschäftigt sie die aktuelle Situation stark. Ein Gesprächsprotokoll.

Umsetzung: Stefan Millius, Bild: KEYSTONE/AP Photo/Mark Lennihan

«Ich betone immer, dass das meine persönliche Meinung ist und ich andere Ansichten respektiere.»

«Im November 2020 habe ich Sepp Blatter besucht, der damals an Corona erkrankt war. Wir haben zwar Masken getragen, aber ich habe das Virus auch eingefangen – mit den ganzen Symptomen wie Gliederschmerzen, Husten und so weiter. Zwei bis drei Tage lang war es richtig schlimm, an einem Abend habe ich kaum mehr Luft gekriegt, es fühlte sich bedrohlich an. Ich kann nachvollziehen, wenn Menschen damit ins Spital gehen. Ich habe aber zu anderen, natürlichen Mitteln gegriffen, auf meine eigene Verantwortung, und für mich war es der richtige Weg.

Seit die Impfung ein Thema ist, habe ich mich laufend mit verschiedenen Stimmen aus der Wissenschaft auseinandergesetzt. Ich bin zum Schluss gekommen, dass ein schwerer Verlauf eventuell verhindert werden kann, aber was, wenn neue Varianten auftauchen? Die Impfung ist keine langfristige Lösung. Vor allem aber sehe ich es als Arroganz des Menschen, in das hochkomplexe Immunsystem einzugreifen und es zu manipulieren. Wir haben ja bis heute noch gar nicht genau verstanden, was das Immunsystem für uns alles leistet.

Für mich ist schon lange klar, dass man den Körper nicht unabhängig vom Bewusstsein

betrachten kann. Ich betrachte Corona auch aus dieser Perspektive. Die Spaltung auf der ganzen Welt, die wir derzeit erleben, liegt für mich schon in der Impfung begründet. Man gibt einer Zelle den Auftrag, einen Erreger zu erzeugen, der Körper versucht, diesen zu zerstören. Diese Gegensätzlichkeit bringt eine Spaltung, einen Konflikt in den Körper.

Ich betone aber immer, dass das meine persönliche Meinung ist und ich andere Ansichten respektiere. Niemals würde ich jemanden dazu auffordern, sich nicht impfen zu lassen. Jeder muss sich selbst mit dem Thema auseinandersetzen und für sich Verantwortung übernehmen. Was aber aufhören muss, ist das Mobbing gegen Ungeimpfte. Medien sollten auch kritische Stimmen zu Wort kommen lassen. Alles andere ist die Basis für Misstrauen, aus denen dann Verschwörungstheorien werden. Damit wird ausgerechnet das gefördert, was die Medien angeblich bekämpfen wollen.

Ich glaube, Bundesrat Alain Berset will seine Aufgabe eigentlich so gut wie möglich machen, aber er ist von der Situation überfordert und auf bestimmte Lösungen fixiert. Nur ein Beispiel: Man müsste längst prüfen, welche Medikamente bei einer Coronaerkrankung helfen, es gibt sogar bestehende, die gut funktionieren, die aber nicht weiter verfolgt werden.

Ich erlebe in meinem Umfeld, zu welchen Konflikten die aktuelle Situation führen kann. Mein Bruder, ein Pfarrer, ist ein klarer Befürworter der Impfung. Ich hingegen befürchte, dass wir uns abhängig machen von der Pharmaindustrie und so nicht in die Freiheit finden. Es herrscht aber nicht viel Akzeptanz und Mitgefühl für Menschen, die es so sehen. Nehmen wir die Zürcher Regierungsrätin Natalie Rickli, die fand, Ungeimpfte sollen auf eine Spitalbehandlung

verzichten. Ich würde eine solche Patientenverfügung sofort unterschreiben. Aber ich finde eine solche Forderung sehr lieblos. Ich habe beispielsweise meine Krankenkassenbeiträge immer bezahlt, aber nie Leistungen bezogen. Und ich trage mit meinen Beiträgen auch mögliche Impfnebenwirkungen und Impfschäden mit. Wir finanzieren als Gemeinschaft die Impfungen, und ich bin auch dazu bereit. Es ist nicht egoistisch, sich selbst nicht impfen zu lassen. Aber inzwischen sind kaum mehr Diskussionen möglich, obwohl es keine zuverlässige wissenschaftliche Studie gibt, die zeigt, dass das der richtige Weg und die Impfung wirklich sicher ist.

Dass ich auf ein Zertifikat verzichten muss, ist durchaus ein Problem. Ich betreue seit vielen Jahren Herzensprojekte in Indien, und nicht reisen zu können, tut mir weh. Aber ich weiss klar,

dass ich das nicht möchte und bringe deshalb das Opfer. Ich bin keine Impfgegnerin, einen herkömmlichen Impfstoff würde ich wohl nehmen. Aber was derzeit geschieht, ist mir zu manipulativ. Meine Meinung dränge ich aber niemandem auf. Werde ich gefragt, erkläre ich mich, aber ich bin keine Aktivistin. Und ich kann jeden verstehen, der aufgrund des Mobbing und Psychoterrors schwach wird und sich impfen lässt. Aber wenn man Menschen in die Enge treibt, kann das zu Gewalt führen. In den sozialen Medien erleben wir bereits eine Niveaulosigkeit in der untersten Schublade. Aber egal, wie sehr man sich abgrenzt, wir sind als Gesellschaft ein Ganzes, und jede Spaltung trifft auch den Einzelnen.»

«Ich würde eine solche Patientenverfügung sofort unterschreiben. Aber ich finde eine solche Forderung sehr lieblos.»

Graziella Blatter mit Sepp Blatter (links) und Henry Kissinger. Aufgenommen im Februar 2003 in New York.



Heitere Apokalypse

Selbst seine Kritiker müssen eingestehen: Der Mann geht seinem Beruf mit einer Leidenschaft nach, die bewundernswert ist. Als Chefredaktor und Verleger der «Die Weltwoche» steht er immer wieder selbst im Rampenlicht. Wichtiger ist ihm aber, durch die publizierten Artikel Diskussionen zu entfachen. Ein Gespräch über das Konkurrenzprodukt «Nebelspalter», die Schatztruhe der Menschheit und seinen aktuellen Einsatz zur Landesverteidigung.

Interview: Marcel Baumgartner, Bilder: KEYSTONE/Pascal Mora, Rolf Neeser

Roger Köppel, wie geht es der «Weltwoche»?

Achtung, «Die Weltwoche» ist eine ältere Dame von bald 90 Jahren. Die Corona-Politik hat ihr das Leben unnötig schwer gemacht, aber mit unverminderter Rüstigkeit und fundierter Zuversicht stellt sie sich der Zukunft.

Und wie geht es Ihnen? Sie scheinen im Dauereinsatz zu sein. Es heisst, Sie schlafen

wenig und joggen täglich frühmorgens. Dann haben Sie sich mit «Weltwoche daily» ein Format aufgeladen, das entsprechend laufend betrieben werden muss. Und Nationalrat sind Sie auch noch...

Danke, mir geht's bestens, und die Arbeit macht mir grossen Spass.

Sprechen wir über die einzelnen Punkte.

Wann beginnt jeweils Ihr Arbeitstag?

Ich habe kein fixes Programm, je nach Lage, meistens sehr früh. Kommt auf den Vortag an.

Und als Erstes steht jeweils das tägliche Joggen auf dem Programm?

Dafür habe ich leider keine Zeit mehr.

Wann definieren Sie jeweils, über was Sie in «Weltwoche daily» sprechen?

Ich packe da ein paar Themen ein und hoffe, dass ich das dann unterbringe. Go with the Flow!

Dieses Format startete als kostenpflichtiges Angebot. Heute ist es allen zugänglich.

War ein zu kleiner Empfängerkreis bereit, dafür zu bezahlen?

In der heutigen Form war Daily nie kostenpflichtig. Erfreulich ist, dass es schön wächst. Seit ein paar Wochen mache ich zwei Sendungen pro Tag, Schweiz und Deutschland, unabhängig, kritisch, gut gelaunt.

«Die Menschheit ist nicht verdammt, das Leben ist schön, auch wenn es manchmal hart ist.»



Verleger Roger Köppel:

*«Wie überwinde ich meine
eigene Überflüssigkeit?
Diese Frage treibt mich an.»*



«Ich richte mich weniger an die heimatlosen Freisinnigen, sondern an alle, ohne jedes politische Programm.»

Braucht es heute neben dem Hauptprodukt, der «Weltwoche», zwingend noch weitere Elemente, um eine Medienmarke breit zu verankern?

«Die Weltwoche» braucht es doch nicht. Sie ist als Wochenzeitung eigentlich überflüssig. Sie lebt nur von der kreativen Kraft ihrer Angestellten, die sich jede Woche über die eigene Überflüssigkeit hinwegschreiben, die Woche für Woche eine hoffentlich faszinierende Wundertüte hinlegen und etwas bringen müssen, was die Leute lesen wollen. Wir sind zur Inspiration, zum Interessantsein verdammt. Wie überwinde ich meine eigene Überflüssigkeit? Diese Frage treibt mich an, ja begeistert mich. Auf allen Kanälen. Es werden immer mehr.

Überflüssigkeit ist kaum der Ansatz der «Blattplanung». Wo sehen Sie nach wie vor den Hauptfokus Ihrer Publikation?

«Die Weltwoche» muss interessant sein, unberechenbar, provokativ, lustig, intellektuell ansprechend, Biss haben und den Mut, unbequem, oppositionell zu sein, nicht einfach den anderen hinterherzulaufen. Und wichtig: Humor, heitere Apokalypse. Das wurde mir während dieser Corona-Senkblei-Zeit zusehends bewusst. Das Leben ist schon ernst genug. Alles verbeisst sich in die Politik, wir sind da raus, haben den Mix verbreitert, mehr Abwechslung, mehr Leben und unter anderem einen riesigen Kultur-

teil installiert, in dem auch wirklich Kultur und nicht auch noch Politik drin ist. Man muss den Leuten die Grossartigkeit der Literatur, der Kunst wieder vorführen. «Die Weltwoche» deckt viel Unerfreuliches auf, aber ihre Botschaft ist Zuversicht: Die Menschheit ist nicht verdammt, das Leben ist schön, auch wenn es manchmal hart ist. Und nichts ist faszinierender als die Wirklichkeit. Und tröstlicher.

Nun gibt es mit dem «Nebelspalter» seit einigen Monaten ein von der Stossrichtung her durchaus ähnliches Produkt. Sie können jetzt sagen, dass Konkurrenz den Markt belebt. Aber eigentlich wird das «neue» Medium wohl ein Stück von Ihrem Kuchen abschneiden...

«Die Weltwoche» ist doch etwas ganz anderes als der Nebelspalter. Wir haben ein viel grösseres Spektrum. Ich richte mich weniger an die heimatlosen Freisinnigen, sondern an alle, ohne jedes politische Programm. Ausgebremst und ausgegrenzt wird niemand. Wir sind ein anarchischer Verbund von Solisten, die fasziniert sind von der Wirklichkeit und der Vielfalt an Themen und Meinungen. Es gibt immer eine andere Sicht. Wir wollen weder belehren noch erziehen, wir wollen dem Leser ein prickelndes Erlebnis bieten. Inspiration. Ausserdem ist unser Blatt voll mit Fremdautoren, Spezialisten, die sich bei dem auskennen, was sie beschreiben. Das geht ja zurück in die Gründungszeit. «Die Weltwoche» hat immer den breitesten Fächer aufgemacht.

Hat «Nebelspalter»-Verleger Markus Somm eine gute Startphase hingelegt?

Ich finde: Ja. Markus ist ein grossartiger Journalist. Aber am Ende entscheiden die Leser.

Zurück zur «Weltwoche». Sie haben es bereits erwähnt: Seit dem Relaunch wartet sie mit einem sehr umfassenden Kulturteil auf. Was steckt hinter dieser Strategie? Und kommt sie bei den Leserinnen und Lesern an?

Die Kultur ist die Schatztruhe der Menschheit. Für mich fast schon ein Gottesbeweis, was die Menschen an Kultur so alles hervorgebracht haben. Ich bin gelernter Kulturjournalist und Sportreporter. Die Politik ist mir durch missliche Umstände aufgedrängt worden. Aber die Kultur ist gross, da steckt mehr Wahrheit drin als in jedem Leitartikel oder jeder noch so brillanten Politikerrede. Aber leider ist die Kultur heute schrecklich verpolitisiert und vermoralisiert, gekapert von Gutmenschen und Einpeitschern der Intoleranz, die uns permanent zum richtigen Denken erziehen wollen. Unter diesem Zeitgeistschutt legen wir die ewigen Schätze frei.

Noch nie standen die Medien dermassen unter Beobachtung wie in der aktuellen Phase. Leser kündigen ein Zeitungsabo, wenn ihnen gewisse Corona-Kommentare nicht gefallen. Sie suchen nach dem «Blatt», das die eigene Meinung vertritt. Ist das nicht eine sehr gefährliche Entwicklung?

Brandgefährlich, aber vielleicht ein Grund, warum «Die Weltwoche» Abonnenten gewinnt. Seit ich den Blumenstrauss wieder bunter mache und mich selber auch nicht mehr so wahn-sinnig ernst nehme, was mir natürlich extrem schwerfällt, spüre ich wachsende, zähneknirschende Zustimmung auch bei denen, die früher ein Valium nehmen mussten, wenn sie mich im TV sahen. Da mich das Schweizer Fernsehen aber sowieso nicht mehr einlädt, können sich die Anti-Köppelianer zurücklehnen. Ich bin dafür zwei- bis dreimal pro Woche wieder im deutschen TV. Natürlich immer gut gelaunt.

Sie selbst geben auch Ihren schärfsten Kritikern eine Plattform. Gibt es dennoch Personen – vor allem Politiker –, die nicht mehr mit Ihnen sprechen?

Ich zwinge niemandem, in einem Gespräch mit mir etwas dazuzulernen. Aber es ist doch klar: Nur wer nichts sagt, kommt überall gut an. Diesen Grundsatz habe ich in meiner Laufbahn nicht verfolgt.

Damit sind wir noch beim Punkt «Nationalrat» angelangt. Bietet Ihnen dieses Mandat in erster Linie die Möglichkeit, aus erster Hand Stoff für die Berichterstattung zu bekommen? Oder steckt auch der Wunsch dahinter, politisch etwas für dieses Land zu bewirken?

Ich leiste hier meinen Militärsatzdienst in aktiver Landesverteidigung. Mein verstorbener Vater, der 1940 an der Grenze stand, wird es mir vielleicht danken. Als Präsident des EU-No-Komitees habe ich einen gewissen Beitrag leisten dürfen, dass die Schweiz unabhängig bleibt und die Volksrechte noch etwas wert sind. Mein Auftrag war die Verhinderung des EU-Rahmenabkommens. Das ist fürs Erste gelungen. Mission accomplished!

Und aktuell?

Momentan bin ich stark mit dem Ausbau der «Weltwoche» beschäftigt. Ich arbeite wieder enger mit dem Springer-Verlag in Berlin zusammen – beim neuen, tollen Sender «Bild Live». Und Herr Mateschitz von Red Bull, ein Fan von «Weltwoche Daily», hat mich für eine neue, sehr interessante Sendung auf «Servus TV», dem grössten österreichischen Privatsender, verpflichtet: «Der Pragmaticus». Dort behandle ich einmal im Monat während einer Stunde auf hohem Niveau

mit Experten und Wissenschaftlern wichtige Zeitfragen. Die Politik ist mein Dienst am Vaterland. Ich bin da ohne Karriereziel eingestiegen, sondern einfach deshalb, weil ich mich aufregte, dass Schweizer Politiker die Neigung haben, sich im Ausland dauernd für die Schweiz zu entschuldigen. Verückt. Das hat mich in die Arena getrieben, ein Notstand. Ich wollte nicht enden wie die beiden Alten in der «Muppet Show», die aus der sicheren Loge an der Seitenlinie herumörgeln. Wir Schweizer müssen unsere Freiheit und Demokratie, die immer gefährdet sind, notfalls selber verteidigen. Jeder, der mitmacht, ist willkommen.

«Mein verstorbener Vater, der 1940 an der Grenze stand, wird es mir vielleicht danken.»

Die Politik war in jüngster Vergangenheit noch nie so stark gefordert wie derzeit. Und gleichzeitig ist von einer Spaltung der Gesellschaft die Rede. Wie schlecht steht es effektiv um unser Land?

Um die Schweiz steht es immer so gut oder so schlecht, wie es die Schweizer zulassen. Das Gejammer über «die da oben» bringt nichts. Wer sich daran stört, soll in die Hosen steigen oder wenigstens die richtigen Parteien wählen. Ich muss hier ja nicht noch konkreter werden.

Welche Rolle sollten hierbei die Medien übernehmen?

Die Journalisten sollten sich weniger ernst nehmen als ihren Auftrag. Politische Medien müssen Korruption aufdecken, Lügen, Machtmissbrauch, sich für die Freiheit der Bürger einsetzen, den Unternehmen helfen und darauf achten, dass die Wirtschaft nicht durch die Politik zermalmt wird. Das wichtigste Kritikobjekt des Politjournalismus muss der Staat sein, weil der Staat als Macht- und Gewaltmonopol per se ein problematisches, wenn auch notwendiges Gebilde ist. Leider glauben die meisten Journalisten eher an den Staat als beispielsweise an Gott. Dieser religiöse Etatismus, diese Neigung, vor der Politik und dem Staat in die Knie zu gehen, befremdet. Journalisten sollten die Opposition sein, möchten das auch, aber viele Verlage und Verleger erlauben ihren Journalisten keine Opposition, pfeifen sie zurück, auch deshalb, weil die Verleger beim Staat um immer mehr Geld betteln. Corona hat diese Verfälschung vorangetrieben, den Journalismus noch mehr korrumpiert. Die meisten Mainstream-Medien sind heute leider nicht mehr die Wachhunde der Freiheit und der Bürger, sondern – allerdings das Gegenteil vorspiegelnd – die Schosshunde der Macht, Bodyguards der Obrigkeit. Aber es ja gibt noch «Die Weltwoche». Oder eine «Die Ostschweiz», die mutig Gegensteuer gibt.



Unternehmer Markus Kobelt:

«Wenn man Pflanzen verbietet, dann überschreiten wir eine Grenze.»

«Eine richtige Hexenjagd»

70 000 Menschen haben den Newsletter abonniert, die Webseite zählt eine Million Klicks: Markus Kobelts Lubera in Buchs verkauft Pflanzen online. Von insgesamt 5000 verschiedenen Produkten stammen bis zu 70 Prozent aus eigener Produktion und das Geschäft läuft gerade sehr gut. Im Interview spricht der Rheintaler Pflanzenzüchter über das schwierige Verhältnis der Menschen zu den Pflanzen und darüber, was Neophyten mit Fremdenfeindlichkeit zu tun haben.

Interview: Michel Bossart, Bilder: Bodo Rüedi

Markus Kobelt, alles verlagert sich in die virtuelle Welt. Warum soll man nun auch noch Pflanzen online statt in einem Gartencenter einkaufen?

Dafür gibt es drei Gründe: Erstens die Bequemlichkeit. Beim Online-Einkauf muss ich nicht 30 Kilometer ins nächste gute Gartencenter fahren und mein Auto bleibt sauber. Zweitens das breite und ganzjährig verfügbare Sortiment und drittens die Frische der Produkte. Bei uns stammen 60 bis 70 Prozent der Pflanzen aus eigener Produktion. Die Pflanze gelangt direkt aus der Gärtnerei zur Kundschaft und macht nicht den Umweg über den Zwischenhandel.

Wie läuft das Geschäft?

Letztes Jahr konnten wir unseren Umsatz verdoppeln, wohl wegen der Coronakrise. Die Pflanzen sind den Menschen wichtiger geworden: Hat man weniger vom Leben, dann holt man sich das Leben halt in Form von Pflanzen ins und ums Haus. Seit dem Sommer liegen die Umsätze leicht unter dem Vorjahr, insgesamt können wir die Umsätze aber auf Vorjahresniveau halten. Wenn man bedenkt, dass der Online-Marktanteil nur gerade bei einem bis drei Prozent liegt, gibt es noch genügend Wachstumspotenzial für uns...

Im Garten treffen Mensch und Pflanze direkt aufeinander. Gehen wir genügend respektvoll mit den Pflanzen um?

In der menschlichen Denkhierarchie kommt zuerst der Mensch selbst, dann das Tier, dann die Pflanzen und schliesslich die unbelebte Materie wie Steine. Von manchen Zeitgenossen werden die Pflanzen ebenfalls wie unbelebte Materie behandelt und das finde ich falsch. Die eigene Einstellung ist ausschlaggebend, wie wir mit anderen Lebewesen umgehen. Pflanzen, die beispielsweise das Pech haben, ausländisch zu sein – die Neophyten – werden mit einer Fremdenfeindlichkeit bekämpft, die mir zu denken gibt. Eine richtige Hexenjagd wird da veranstaltet. Dabei gilt: Jede Pflanze ist besser als keine Pflanze. Die Natur ist dynamisch und verändert sich schnell. Die Natur ist kein Museum und muss nicht immer so bleiben, wie sie mal war oder gerade ist.

Uns wird gesagt, invasive Neophyten seien schlecht und müssen bekämpft werden. Finden Sie denn, man soll einfach alles wuchern und die einheimischen Arten verdrängen lassen?

Die Pflanzen sind die Basis unseres Lebens und das erfordert Respekt. Ich bin kein Ethiker, aber ich finde, wenn man Pflanzen verbietet, dann überschreiten wir eine Grenze. Nicht alle Pflanzen passen jedem, das ist klar. Aber es

käme ja auch niemanden in den Sinn, die brutal giftigen Herbstzeitlosen zu verbieten. Man will einfach Sündenböcke benennen und findet sie in den ausländischen Pflanzen. Aber Verbote sind nicht nur sachlich, sondern auch taktisch falsch: Wenn man drei bis fünf Pflanzenarten beschränken will, muss man ja nicht deren 100 verbieten. Die Natur ist nicht statisch, sondern kann sich schnell neu zusammensetzen, auch und gerade mit neu einwandernden Arten. Man darf die Anpassungsfähigkeit der Natur niemals unterschätzen.

Sie plädieren also für mehr Diversität?

Ja, unbedingt. Auf abgelegenen Inseln findet man zwar einzigartige pflanzliche Habitate, weil aber keine Einwanderung stattfindet, nimmt die Diversität ab. Kommt dann der Mensch und bringt neue Arten mit, dann können einheimische Arten zwar tatsächlich aussterben, aber in allen Fällen hat die Diversität immer zugenommen. Kurzfristige «Katastrophen» führen zu einem neuen Gleichgewicht. Ich sehe darin überhaupt kein Problem.

«Ich persönlich fühle mich den Pflanzen näher als den Tieren, zu denen ich gar keine Beziehung habe.»

Der Philosoph Emanuele Coccia wirft der Philosophie und den Naturwissenschaften vor, das Leben vom Menschen oder allenfalls vom Tier her zu denken, dabei seien die Pflanzen die Erschafferinnen dieser Welt: Was der eine ausatmet, atmet der andere wieder ein. Am Ursprung des Ganzen sind die Blätter. Was halten Sie von dieser These?

Das würde ich genauso unterschreiben. Es ist grundsätzlich gut, dass wir über Pflanzen sprechen. Wir sollten uns dann aber immer im Klaren sein, dass wir von uns Menschen her sprechen, sie auch vermenschlichen. Es ist unbedingt notwendig, dass wir sie auch als etwas anderes wahrnehmen: als die Grundlage des Lebens. Das sind wir Menschen nämlich eher nicht, eher ist das Gegenteil der Fall.

Mittlerweile gilt es sogar als wissenschaftlich erwiesen, dass Pflanzen miteinander kommunizieren und dass zum Beispiel europäische Sonnenblumen eine andere Sprache sprechen als ihre Kolleginnen in Nordamerika. Haben Sie solches und ähnliches auch schon einmal erlebt?

Wenn wir von «miteinander kommunizieren» sprechen, dann ist das ein menschlicher Layer, den wir über die Natur stülpen. Und seien wir ehrlich: Wenn wir eine Pflanze setzen oder eintopfen, düngen und wässern, dann ist das ein Eingriff und überspielt kosmologische Einflüsse (Mond) und auch die Pflanzengespräche, die

FITNESS ISLAND

FEUER | WASSER | SALZ

Industriestrasse 25, 9552 Bronschhofen, www.fitness-island.ch

Onlineshop: www.4spa.ch



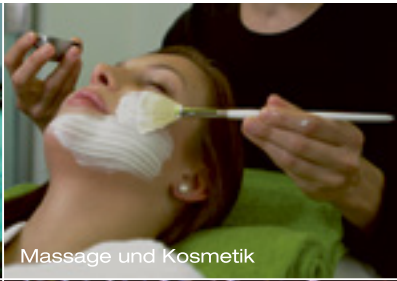
FI – Wo Ostschweizer trainieren und sich erholen. Fitness Island – Die Insel in der Ostschweiz.



Sport- und Relaxbad



Floaten im Salzwasser



Massage und Kosmetik



Restaurant



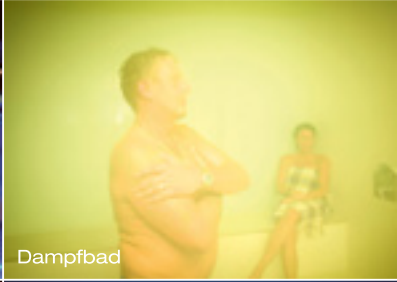
Restaurant Bad



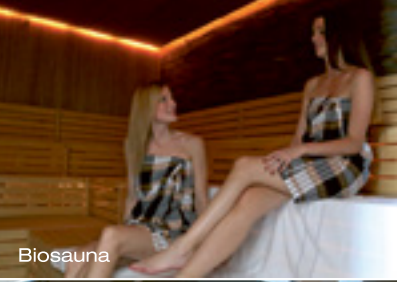
Totes Meer Therme



Wasserkurse



Dampfbad



Biosauna



Feuersauna



Dachterasse



Alphasphere



Fitness



Gartenanlage mit Sandstrand



Salzraum



Ruheraum

es gibt. Das mit den unterschiedlichen Pflanzensprachen verwandter Arten weiss ich nicht. Mir scheint hier aber das Gemeinsame viel wichtiger und auch dominierender, gerade im Zusammenhang mit der Pflanzenwanderung: Auch verwandte Pflanzen, die sich schon vor Millionen von Jahren getrennt und auseinanderentwickelt haben, können vielfach noch miteinander Sex treiben und sich so diversifizieren.

Vegetarierinnen und Veganer verzichten wegen des Tierwohls auf den Fleischkonsum. Doch Pflanzen zu essen, wird moralisch gar nicht erst hinterfragt. Finden Sie das richtig?

Die Frage ist interessant. Es fehlt schon etwas an Respekt gegenüber dem Lebewesen Pflanze. Als Fleischesser habe ich mir das tatsächlich auch schon überlegt. Aber was bliebe denn noch? Luft und Liebe? Ich persönlich fühle mich den Pflanzen näher als den Tieren, zu denen ich gar keine Beziehung habe. Die Pflanzen hören wenigstens zu, wenn ich etwas sage (lacht). Ich finde tatsächlich, dass man die Tiere über- und die Pflanzen völlig unterschätzt. Das liegt wohl daran, dass wir selbst Tiere sind.

«Hat man weniger vom Leben, dann holt man sich das Leben halt in Form von Pflanzen ins und ums Haus.»

Sie finden, wir tun zu wenig für die Pflanzen?

Es gibt grundsätzlich zu wenig Pflanzen, vor allem in den Städten. Alle Flächen, die nicht für die Energiegewinnung gebraucht werden, sollten den Pflanzen überlassen werden, und man sollte nicht mit allen Mitteln versuchen, sie zu bekämpfen. Ich freue mich jeweils diebisch, wenn ich einen Sommerflieder (Anm. der Redaktion: Sommerflieder ist ein sogenannter invasiver Neophyt) sehe, der sich seinen Platz in einer zubetonierten Welt zurück erobert hat...

Herr Kobelt, was halten Sie eigentlich von Schnittblumen?

(lacht)... Schnittblumen sind natürlich nicht so mein Fall, aber ich habe auch nichts gegen sie. Und: Alles was dem Menschen Pflanzen näher und Leben in die Wohnung bringt, heisse ich gut.

Diese Frage darf nicht fehlen: Welche Pflanze mögen Sie besonders gut und welche nicht?

Den Kirschlorbeer mag ich nicht so, weil er mir einfach nicht gefällt. Aber trotzdem verteidige ich ihn gegen all seine Bekämpfer! Und da ich doch etwas anthropozentristisch veranlagt bin und bei mir Liebe durch den Magen geht, benenne ich als Lieblingspflanze den Apfel. Mit Züchtung erlangt man eine unglaubliche Diversität. Es gibt grosse, kleine, rote, grüne Äpfel, ja sogar Äpfel, die nach Nelken schmecken...



Ein Stück fürs Leben

Sie wollte ursprünglich Handarbeitslehrerin werden – heute arbeitet Nadja Tschopp als Bekleidungsgestalterin bei der wohl bekanntesten Arbeitgeberin in der Branche: Karin Bischoff von «die Manufaktur» in St.Gallen. In ihrem Beruf geht es aber um viel mehr als nur um Bekleidung. Haufenweise Geschichten, noch mehr Emotionen und nicht zuletzt der Umweltschutz spielen dabei eine grosse Rolle.

Text: Manuela Bruhin, Bild: PD

Jede Braut kennt das Gefühl, welches sie beschleicht, endlich DAS richtige Kleid in den Händen zu halten. Viele Geschäftsmänner wissen, wie perfekt eben nur ein massgeschneiderter Anzug sitzen kann. Und viele von uns hüten im heimischen Kleiderschrank ein Stück aus der Vergangenheit, welches mit ganz besonderen Emotionen verbunden ist. All das und noch viel mehr erlebt

«Kurz bevor die Kundin das Stück anprobiert, bin ich sehr nervös.»

Nadja Tschopp bei ihrer täglichen Arbeit bei «die Manufaktur» in St.Gallen. Sie habe sich schon immer für Handarbeit interessiert, erinnert sich die Ostschweizerin an die Anfangszeiten zurück. Und als sie nach der Lehre zur Bekleidungsgestalterin schliesslich die Möglichkeit hatte, für Karin Bischoff zu arbeiten, musste sie nicht lange überlegen. «Es hat einfach alles gepasst», bringt sie es auf den Punkt.

Goldmedaille bei WorldSkills

Heute, fast 13 Jahre später, viele Erfahrungen und Ausbildungen reicher, liebt sie ihre Arbeit nach wie vor. Nach der Berufsprüfung erreichte sie die Goldmedaille bei den WorldSkills 2011 in London. Ein Jahr lang nahm die Vorbereitungszeit sie in Anspruch – eine lange Zeit. Eine Zeit aber auch, welche Nadja Tschopp als lohnend in Erinnerung behält. «Es war auch mental sehr bereichernd. Ich durfte viele neue Leute kennenlernen, welche die verschiedensten Berufe ausübten.» Die Arbeit hat sie noch heute im Kopf: eine Jacke nach Schnittmuster, einen passenden Jupe sowie die festliche Dekoration dazu. Das Zusammenspiel, den Überblick über die Muster und Materialien zu behalten, ist auch für ihre tägliche Arbeit ein Muss. «Jedes Bekleidungsstück ist anders, und

man muss sich immer wieder neu darauf einlassen können», sagt die Ostschweizerin.

Sie erinnert sich an aufwendig bestickte Hochzeitskleider, an eine Stickereilederjacke mit verschiedenen Einsätzen und Materialien. Arbeiten, die sie täglich herausfordern. «Kurz bevor die Kundin das Stück anprobiert, bin ich sehr nervös», fügt Tschopp lachend an. «Ich hoffe stets, dass es ihr genauso gut gefällt.» Schliesslich geht es auch um angemessene Preise – Bekleidungsstücke von der Stange sucht man hier natürlich vergebens. So stecken in einem Brautkleid locker 30 Arbeitsstunden, in einem Blazer bis zu 25. «Dafür erwarten die Kunden – zu Recht – eine professionelle Arbeit», sagt Tschopp. «Sie sind sich bewusst, dass das Bekleidungsstück eine Art Investition darstellt. Ein Stück, das vielseitig kombinierbar ist, passt und vor allem hält, was es verspricht – ein Stück fürs Leben.»

Die Waagschale halten

Sachen, die Kleider von der Stange oftmals eben nicht tun. Da ein wegfallender Knopf oder ein ausgerissener Faden. Dort ein Material, welches bereits nach der ersten Wäsche aus der Form fällt. Schnelllebigkeit ist Trumpf – gerade in der heutigen Zeit. Was heute modern ist, ist morgen bereits wieder veraltet. Die Bekleidungsstücke der Manufaktur hingegen sollen den Kunden über viele Jahre hinweg Freude bereiten. Auch die Ostschweizerin erfüllen sie mit Stolz – wenn sie auch im Hinblick auf die persönliche Garderobe derzeit eher auf Praktisches setzt. Vor vier Jahren wurde die Ostschweizerin nämlich zum ersten Mal Mutter. Nach wie vor legt Tschopp jedoch grossen Wert auf Qualität. Also Hand aufs Herz: Keine Shoppingtouren für den Nachwuchs in den grossen Modeketten? «Natürlich kaufe ich auch einmal Basics ein», so die Ostschweizerin. «Ich versuche aber ganz klar, dass sich alles die Waage hält.» Will heissen: Kleider, die nicht mehr passen, werden umgenäht. Oder mit Accessoires versehen, damit sie wieder besser gefallen. Viele davon näht Tschopp ohnehin selber – auch für ihre Kinder. Als willkommene Abwechslung vom Mamasein sieht sie ihren Beruf, auch nach all den Jahren. «Die Momente, in welchen die Kunden aus der Kabine treten und strahlen, sind einfach nach wie vor unbezahlbar – und Ansporn für die vielen Kleidungsstücke, die hoffentlich noch folgen werden.»



Designerin Nadja Tschopp:
*«Natürlich kaufe ich
auch einmal Basics ein.»*

Beratung für Unternehmenskunden auf Augenhöhe

Unternehmenskunden sind bei Valiant in den besten Händen. Sie dürfen auf eine kompetente Beratung auf Augenhöhe zählen. Ausserdem erhalten sie optimale Lösungen und Dienstleistungen, die sie weiterbringen.

Sei dies bei Investitionsvorhaben, beim Bau eines neuen Gebäudes oder bei Zahlungstransaktionen rund um die Welt.



Ein ganz normaler Tag bei Valiant: Ein neuer Unternehmenskunde trifft sich mit Markus Schilt. Seine verschiedenen Bankbeziehungen sind ihm zu kompliziert organisiert. Das will er ändern und sucht nach einer Alternative. Auch möchte er eine Ansprechperson, die ihm in allen Belangen weiterhilft. Das passt zu Valiant, denn: «Unser Ziel ist es, das Finanzleben unserer Kundinnen und Kunden zu vereinfachen.» erklärt Markus Schilt, Berater Unternehmenskunden, und sagt weiter: «Wir beraten KMU unabhängig, neutral und vor allem auf Augenhöhe.»

Nähe schafft Verständnis für Bedürfnisse

«Wir nehmen uns Zeit für die Kundinnen und Kunden, um ihre Bedürfnisse zu verstehen, und vereinfachen die komplexe Finanzwelt mit dem Business Model Canvas auf das Wesentliche», erklärt Markus Schilt. So erarbeiten die Fachleute schnelle und flexible Lösungen mit leicht verständlichen Produkten. Das ist bei Valiant genauso selbstverständlich wie flache Hierarchien und kurze Entscheidungswege.

Valiant ist örtlich und menschlich nahe an ihren Unternehmenskunden. Dabei besteht die Verbundenheit zu KMU schon seit den Anfängen. Das erstaunt nicht. Im Jahr 1997 ist das Unternehmen aus dem Zusammenschluss von drei Banken, darunter der Gewerbekasse Bern, entstanden.

Multibanking: viele Konten, ein Login

Der Finanzassistent und das Multibanking sind für den eingangs erwähnten Unternehmenskunden

eine echte Erleichterung. Er hat dadurch seine Liquidität über verschiedene Währungen und Konten im Griff. Das funktioniert denkbar einfach: Er verknüpft seine Geschäftskonten anderer Banken im Valiant E-Banking und verwaltet von da aus die gesamte Liquidität. Das Beste: Dazu braucht er nur ein Login.

Brokerservice für gute Lösungen

Auch bei der Vorsorgelösung für die Angestellten hilft Valiant dem Unternehmenskunden weiter. Die Beratenden analysieren Lösungen, zeigen Optimierungspotenzial auf und vergleichen Angebote anderer Anbieter. Die Bank arbeitet mit vielen Vorsorgeeinrichtungen und Versicherungsgesellschaften zusammen. So findet sie die optimale Lösung für das Unternehmen. Dieses profitiert von einem Team ausgewiesener Vorsorgeexpertinnen und -experten. Durch den Betreuungsauftrag erhält der Unternehmenskunde eine vollumfängliche Beratung. Auf Wunsch auch zeitlich begrenzt oder auf spezielle Bedürfnisse zugeschnitten.

Alle Angebote für Unternehmenskunden auf einen Blick:

valiant.ch/unternehmenskunden

valiant

Recht haben oder glücklich sein?



Der triste Himmel macht mich krank... die Batterien sind leer... und ein kleiner Junge nimmt mich an die Hand... komm, ich zeig dir was, das du verlernt hast vor lauter Verstand! Komm mit mir ins Abenteuerland... lalala – Die deutsche Band «Pur» rettete mich während der Adoleszenz regelmässig aus den Klauen des Erwachsenwerdens.

Es gibt auch für gewordene Erwachsene wunderbare Gedankenexperimente, die abenteuerlich anmuten.

Kommen Sie mit auf diese Reise? Nehmen Sie einmal an, dass sich Ihre aktuell klare, sachliche und gut reflektierte Position in naher Zukunft plötzlich als falsch herausstellt. Stellen Sie sich nun weiter vor, dass ein

Ihnen unsympathisches Gegenüber – welches die Gegenposition vertreten hat – grosszügig lächelt, aber dennoch eine Art Entschuldigung von Ihnen erwartet. Gleichet das für Sie einem Horrortrip?

Mir fällt an diesem Punkt Marshall Rosenberg ein, der Begründer der gewaltfreien Kommunikation. Er stellte die schlichte, aber tiefgreifende Frage: «Möchtest du lieber recht haben, oder möchtest du glücklich sein?»

Dazu muss gesagt werden, dass er diese Frage in Bezug auf die Kommunikation in menschlichen Beziehungen stellte.

Ich kann vielleicht glücklich sein, wenn ich Recht behalte in einer unbedeutenden Quizshow. In der Partnerschaft oder innerhalb von ganzen Familien oder Freundeskreisen führt dies jedoch regelmässig zu belastenden Streitigkeiten bis hin zur Trennung oder zum Abbruch des Kontaktes.

Einige von uns können ihre Rechthaberei leider erst auf dem Sterbebett bereuen.

Die Wahrheit liegt für gewöhnlich irgendwo zwischen den Positionen. Wenn der Sturm sich legt und die Wogen sich glätten, wird die Sicht klarer.

Diese Gedanken gehören nicht mir. Ich habe sie wie immer gesammelt auf einem Streifzug durch meine innere Welt, die gefüllt ist durch Erfahrungen mit Mitmenschen und angelesenem Wissen.

Ein Dankeschön an dieser Stelle an die abenteuerliche Reisegruppe und eine herzliche Entschuldigung auf Vorrat in den Speicher.

Simone Hengartner Thurnheer ist Dozentin an der OST – Ostschweizer Fachhochschule mit Schwerpunkt Kommunikation und professionelle Gesprächsführung in der Sozialen Arbeit und Mitbegründerin des Netzwerkes Share@Lab



Alle bereits publizierten Artikel von Simone Hengartner Thurnheer finden Sie hier.

Wellness und Kraftorte

Wellnessen ist hoch im Kurs und begeistert Menschen aller Generationen. Egal ob es sich um ein verlängertes Wochenende mit verschiedenen Intensivanwendungen oder um eine ganze Woche, kombiniert mit einem Detox-Programm handelt, der heutige Mensch investiert viel in Wohlbefinden, Gesundheit und Fitness. Aber kann an einem Wochenende kompensiert werden, was im Alltag zu kurz kommt?

Wellness verbinde ich mit Ruhe, Besinnung und Entspannung. Diese Komponenten sollten auch im Alltag Platz finden. Für mich ist darum auch das Gebet Wellness. Dabei kommt mir immer wieder das Wort des heiligen Franz von Sales in den Sinn, der vor mehr als 400 Jahren gesagt hat: «Nimm dir jeden Tag eine halbe Stunde Zeit zum Gebet. Ausser wenn du viel zu tun hast. Dann nimm dir eine Stunde Zeit.» Dieser Satz hat auch heute Gültigkeit und sollte uns immer wieder in den Ohren liegen, wenn unser Wellnessprogramm – wie immer das ausschauen mag – auf Grund von Terminen und Beschäftigung auf einen späteren Zeitpunkt verschoben wird. Es kann nicht alles an einem Wochenende oder innerhalb einer Woche nachgeholt werden, was sonst zu kurz kommt. Wellness, Kraftorte oder Kraftzeiten benötigen wir jeden Tag, damit wir nicht aus dem Gleichgewicht geraten. Manchmal etwas weniger, manchmal etwas mehr.



P. Andy Givel, Pallottiner



Hier geht es zu den bereits erschienenen Kolumnen von Andy Givel.



Kraftorte

Nachdem wir uns in der letzten Ausgabe dem Genuss gewidmet haben, thematisieren wir nun die Natur. Wir blicken auf Orte in der Ostschweiz, die den eigenen Energiespeicher wieder volltanken. Und gerade in Zeiten der harten Diskussionen, in Zeiten von Widersprüchen, Angst und Ungewissheit kann ein Rückzugsort, an dem man auf andere Gedanken kommen kann, wahre Wunder vollbringen. Die Ostschweiz bietet unzählige solcher Plätze. Wir präsentieren eine Auswahl davon.

Umsetzung: Marcel Baumgartner, Bilder: zVg.



Das Murgtal ist etwas für Ruhesuchende, denn hier gibt es keinen Handyempfang. In unmittelbarer Nähe der Murgseehütte befinden sich die idyllisch gelegenen Murgseen. Wasserfälle und Steingärten findet man im Murgtal ebenso wie ein geschütztes Arvenwaldreservat.

(Bild: Heidiland Tourismus/Thomas Kessler)



Die Wasserfall Arena
Batöni im Weisstannental
ist ein Kraftort in
unberührter Natur und Teil
des UNESCO-Welterbes.

(Bild: Heidiland Tourismus/
Valentin Manhard)



Blick auf den Säntis von Herisau aus. Der Hausberg der Ostschweiz ist eigentlich von allen Blickwinkeln ein Ereignis – und ein Ruhepol.

(Bild: Appenzellerland Tourismus AR)



Die Alp Sellamatt liegt auf 1400 m.ü. M., unterhalb vom Chäserrugg, mit Blick auf das Alpsteinmassiv. Hier befindet sich sogar eine Lukaskappelle, welche auch für Hochzeiten und Taufen gebucht werden kann.

(Bild: Toggenburg Tourismus)



HERBSTWIND

Die Churfürsten sind das Wahrzeichen der Ferienregion Toggenburg. Sie laden zum Wandern, Einkehren in Bergbeizen, sind mit Bergbahnen erschlossen.

(Bild: Toggenburg Tourismus)



Das Naherholungsgebiet
«Drei Weieren» ist so etwas
wie die Oase der Stadt
St.Gallen. Ruhe findet man
hier vor allem dann, wenn
keine hochsommerlichen
Temperaturen herrschen,
und der Ort von Schwimme-
rinnen und Schwimmern
aufgesucht wird

(Bild: StGallen-Bodensee Tourismus)



Faszinierendes Farbenspiel in Walzenhausen.
Bei solchen Aussichten kommt man
ganz bestimmt zu speziellen Einsichten.

(Bild: Appenzellerland Tourismus AR)

HERBSTWIND

Eingebettet zwischen den Hügeln des Seerückens und dem Thurtal liegen der Hüttwilersee, der Nussbaumersee und der Hasensee im Thurgauer Seebachtal. Die drei Seen sind ein Naturjuwel von nationaler Bedeutung, an deren renaturierten Ufern mehrere Bade- und Grillplätze zur Rast einladen.

(Bild: Thurgau Tourismus)



Im Appenzellerland bieten die neu lancierten «Rondom-Wege» die Möglichkeit, gleich mehrere Aussichtspunkte auf einer beschilderten Strecke zu erkunden.

(Bild: Appenzellerland Tourismus AI)





In der Kartause Ittingen, wo einst Kartäusermönche ihr Schweigegelübde ablegten, können Gäste Ferien «wie damals» verbringen und in einer ehemaligen Mönchsklausen hausen. In der schlicht ausgestatteten Zelle ist die klösterliche Vergangenheit geradezu spürbar.

Die richtige Heizung für unser Haus

In einem Mehrfamilienhaus geht die Betriebsdauer der Heizung dem Ende entgegen. Für einen Ersatz ist bei einer Stockwerkeigentümergeinschaft (STWEG) die Meinungsbildung komplexer und die Entscheidungswege sind meist länger als bei einer Einzelperson. Wie die STWEG zu der für sie richtigen Heizung fand, erzählen die beteiligten Fachleute.

Was waren die ersten Schritte auf dem Weg zu einer neuen Heizung?

Die Liegenschaftsverwalterin: Die STWEG mit sieben Wohneinheiten ist stets bemüht, das Mehrfamilienhaus mit Baujahr 1985 zukunftsorientiert zu unterhalten. Als die Emissionsgrenzwerte für die Ölheizung anlässlich einer Feuerungskontrolle überschritten wurden, stellte sie sich Fragen wie: Lohnt sich eine Aufrüstung der bestehenden Heizung? Welche zeit-

gemässen Heizungen eignen sich für unser Haus und unsere Bedürfnisse? Wie macht sich eine Investition langfristig wirtschaftlich und ökologisch bezahlt? Und, allem voran, wo bekommen wir Antworten auf diese Fragen?

«Sie war sich einig, langfristig zu investieren, und sie wollte die wiederkehrenden Jahreskosten und die Umwelteinflüsse möglichst tief halten.»

Hatten Sie Antworten auf diese Fragen?

Die Liegenschaftsverwalterin: Ja, eine umfassende. Wir arbeiten gerne und erfolgreich mit einem Berater für Energieoptimierung zusammen. Auf unsere Empfehlung hin bestellte die STWEG bei ihm ein Konzept zur Erneuerung der Gebäudetechnik. Der Energieingenieur lieferte breit abgestützte Entscheidungsgrundlagen in Form von verständlichen Zahlen und Fakten.

Was durfte die Bestellerin konkret von einem Konzept erwarten?

Der Energieingenieur: Das Fundament dazu bildete eine Bestandesaufnahme. Sie umfasste neben der Gebäudetechnik selbst auch die baulichen Voraussetzungen und – ganz wichtig – die Bedürfnisse, Mittel und Ziele der STWEG.

Darauf aufbauend bekam sie verschiedene Varianten zum Heizungsersatz vorgeschlagen. Zu jeder Variante listeten wir die Kosten für Investition und Betrieb auf, gaben das Potenzial zur Reduktion von Treibhausgasen an, und wir bezifferten die Auswirkungen mit Umweltbelastungspunkten.

Diese technischen Angaben und Zusammenhänge können schnell überfordern...

Die Liegenschaftsverwalterin: Die STWEG konnte Vorgaben für die Gewichtung der Investitionskosten, Jahreskosten und Umwelteinflüsse machen. Sie war sich einig, langfristig zu investieren, und sie wollte die wiederkehrenden Jahreskosten und die Umwelteinflüsse möglichst tief halten. So fand die STWEG die richtige Heizung für ihr Haus und entschied sich für eine Wärmepumpe mit Erdsonden. Auch beim Offertvergleich unterstützte uns der Energieingenieur.

Wie aufwendig und zeitraubend waren die Arbeiten?

Der Installateur: Dank der detaillierten Planung konnten wir viel Vorarbeit leisten und nahmen die neue Heizung nach nur einem Tag Unterbruch in Betrieb. Die engen Platzverhältnisse gaben den Bohrplatz für die Sonden vor. Dass er vom Trottoir aus erreichbar war, erwies sich im Nachhinein als Vorteil.

Die Liegenschaftsverwalterin: Diesen Eingriff nutzte die STWEG und gestaltete die Böschung anschliessend neu.

Förderung
Wärmepumpen



Energieagentur St.Gallen GmbH
Vadianstrasse 6, 9000 St.Gallen,
Tel. 058 228 71 61, info@energieagentur-sg.ch
www.energieagentur-sg.ch

HEIZEN SIE MIT
EINHEIMISCHER,
ERNEUERBARER ENERGIE
DIE NATUR
DANKT IHNEN

Sie haben die Wahl zwischen erneuerbarer Energie oder mehr Belastung der Natur?

Dann sollten Sie unbedingt auf eine Impulsberatung für Wohnbauten zugreifen. Erstens ist sie kostenlos und zweitens gewinnen Sie neue Entscheidungsgrundlagen. Auf unserer Website erhalten Sie Wissenswertes zum Thema erneuerbare Energie. Brennende Fragen werden Ihnen über unser Beratungstelefon unter 058 228 71 71 sofort beantwortet.

www.energieagentur-sg.ch/impulsberatung

erneuerbarheizen

«Eine Art Gottkomplex. Ich habe Leben erschaffen»

Der Ausdruck in den Augen von Dominic Krähenbühl verrät schnell: Es ist nicht nur ein Job für ihn. Das, was er tagtäglich macht, ist seine Leidenschaft. Der talentierte Uhrmacher beschäftigt sich mit Raritäten, aber auch mit ganz modernen neuen Uhrmodellen. Sein eigenes Lieblingsstück hat mit einem Fass Bier zu tun.

Text: Manuela Müller, Bild: zVg.

Schon Dominic Krähenbühls Vater war «ein richtiger Uhrenfetischist». Und das hatte auch Auswirkungen auf den Sohn in jungen Jahren. Statt altersgerecht vor den Schaufenstern der Spielgeschäfte zu stehen, fand er sich ständig vor Uhrengeschäften, zu denen ihn sein Vater mitschleppte. Irgendwann entdeckte aber auch er das Auge für die Uhren und deren Schönheit. Sein Vater war für ihn stets ein Vorbild. Da er immer eine Uhr trug, war es für Krähenbühl selbstverständlich, auch eine am Handgelenk haben zu wollen. Auch wenn er damals noch nicht einmal richtig die Zeit lesen konnte.

Lust auf Handwerk

Die Berufswahl war für ihn eher schwierig. Sein Interessenfeld war sehr gross. Was aber für ihn stets klar war: Er will keinen Bürojob, bei dem er den ganzen Tag am Computer verbringt. Er will etwas

Handwerkliches lernen. Die Räderwerkreihe, die etwas in Bewegung setzt, faszinierte ihn schon damals. Der Beruf des Uhrmachers war zu dieser Zeit in der Ostschweiz jedoch noch nicht sehr präsent. Durch seinen Vater wurde er aber auf einen Familienbetrieb in Liechtensteig im Toggenburg aufmerksam gemacht, in dem er seine

Lehre absolvieren konnte. Damals nahm er für die Berufsschule, die in Grenchen war, für jeden Weg zweieinhalb Stunden Fahrt in Kauf.

Sehnsucht nach der Familie

An seinem ersten Arbeitsplatz, der Titoni LTD in Grenchen, hatte Krähenbühl laut eigenen Angaben Toparbeitszeiten. «Start war jeweils um 6.45 Uhr. Feierabend war bereits um 16 Uhr.» Für ihn war es

Luxus, den ganzen Abend für sich zu haben. Allem Luxus entgegen kam aber, dass alle seine Freunde und die Familie nicht in der Nähe waren. Einsamkeit machte sich breit.

Durch seine Tante erfuhr Dominic Krähenbühl von einer offenen Stelle im Juweliergeschäft Bucherer in St.Gallen. Er bewarb sich und konnte bereits wenig später in St.Gallen anfangen. Nach seinem ersten Arbeitstag ging es bereits darum, das Lager der hochschwangeren Markenverantwortlichen zu beaufsichtigen. So übernahm Krähenbühl bereits nach kurzer Zeit diese Funktion bei Bucherer. Er kümmerte sich fortan besonders um die Uhren der Marke Rolex. In diesem Grossbetrieb war der junge Uhrmacher allerdings auch an diverse Vorschriften gebunden, was ihm weniger zusagte. Mehr Freiheiten fand er in seiner nächsten Station, bei «Frischknecht Juwelier» in St.Gallen. «In diesem Familienbetrieb wird wieder viel inhouse repariert, was mich natürlich sehr freut», erzählt Krähenbühl, der sich inzwischen auch mit äusserst komplizierten Reparaturen beschäftigt. «Ich glaube, mit der Zeit hat sich das herumgesprochen, denn ich bekomme immer mehr Aufträge, sehr seltene, geliebte Stücke zu reparieren.»

Grosse Challenge

Dass er Herausforderungen liebt, erklärt Krähenbühl anhand eines Beispiels. So wurde von einem Kunden der Service an einer vollkommen intakten Uhr von Maurice La Croix abgelehnt, da hierfür keine Ersatzteile mehr verfügbar waren. Krähenbühl aber blieb hartnäckig und handelte einen Deal aus. Sollte ein ordentlicher Service nicht möglich sein, hätte der Kunde nur einen Minimalbeitrag an den Aufwand zu entrichten. Nach dessen Einwilligung machte sich Krähenbühl ans Werk. Das Uhrwerk war sichtlich mitgenommen, war mit Flugrost versehen. Die angerosteten Teile wurden durch Krähenbühl poliert und das ganze Uhrwerk einer klassischen Revision unterzogen. Nach der Reparatur lief das gute Stück wieder wie geschmiert. «Die Uhr war seit dieser Reparatur nie mehr auf meinem Arbeitstisch, was für mich bedeutet, dass sie wohl immer noch fehlerfrei läuft», erzählt Krähenbühl stolz.

«In solchen Momenten besteht sein Universum lediglich aus der Uhr, den Teilen und dem Werkzeug.»



Uhrmacher Dominic Krähenbühl:

«Ein Symbol für Freundschaft und Familie.»

Tüftler

Die Beschaffung von Ersatzteilen ist laut Krähenbühl nicht immer einfach. «Früher genügte ein Anruf, um ein neues Zifferblatt oder einen Zeiger zu bekommen. Heutzutage ist das gar nicht mehr so einfach. Mittlerweile hat fast jeder Hersteller Lizenzen, die er für seine Ersatzteile ausstellt. Und nur lizenzierte Betriebe bekommen diese Ersatzteile dann auch.» Aber in solchen Fällen wird Krähenbühl zum richtigen Tüftler. Er stellt Materialien und auch Werkzeuge teilweise selbst her. «Bei der alten Uhr, die dem Mann meiner Chefin gehört, habe ich zum Beispiel selbst eine Mondphase hergestellt», erklärt Krähenbühl, während er das Innenleben der Uhr präsentiert. Da diese Uhr ein eher unästhetisches Gehäuse hatte, hat Krähenbühl kurzerhand das Innenleben der Uhr ausmontiert und wird es dann nach Vollendung des Projekts in einen Plexiglastasten einfügen. «Es gibt viele Leute, denen die Hülle ihrer Uhr nicht mehr zeitgemäss vorkommt. Das ist eine Möglichkeit, die Uhr doch noch zu behalten und etwas Moderneres daraus zu gestalten.»

Neues Leben erschaffen

Am meisten Spass macht Krähenbühl, wenn er die Einzelteile einer Uhr wieder instandgesetzt und geölt hat. Wenn alles zusammengesetzt ist und wieder rund läuft. «Man könnte hier schon fast von einem Gottkomplex sprechen. Man hat neues Leben erschaffen», witzelt Krähenbühl, der bei seiner Arbeit manchmal so konzentriert und in seiner eigenen Welt ist, dass man neben ihm eine Bombe

zünden könnte. «Ich arbeite dann ein paar Stunden am Stück, lege die abgeschlossene Arbeit zur Seite und merke erst dann, dass ich vollkommen erschöpft bin.» In solchen Momenten besteht sein Universum lediglich aus der Uhr, den Teilen und dem Werkzeug. Den notwendigen Ausgleich findet er beim Downhill-Skaten oder beim Meditieren. «Aber auch meine Frau zu Hause soll nicht zu kurz kommen. Sie ist mir wichtiger als alles andere», schwärmt er.

Die emotionale Bindung an eine Uhr

Manchen Leuten sei egal, wie lange Krähenbühl an der Reparatur ihrer geliebten Uhr habe. «Die Uhr hat für den Kunden einen riesigen emotionalen Wert, weil er sie zum Beispiel zur Kommunion oder von einem geliebten Menschen bekommen hat» erklärt er. Die Hauptsache sei dann, die Uhr wieder zum Laufen zu bringen. «Manchmal liegen dann die Uhren mitunter auch bis zu einem halben Jahr bei mir auf dem Arbeitstisch». Er selbst hat ebenfalls eine Uhr, die ihm sehr viel bedeutet: «Die Rolex zu meinem 25. Geburtstag hat einen besonders hohen Wert für mich. Damals habe ich in einem Irish-Pub ein Fass Bier gekauft, alle meine Freunde eingeladen und eine Kasse aufgestellt, in die sie mir einen Zustupf für die Uhr geben konnten.» Deshalb habe die Rolex so viel Wert für ihn. Es sei eben nicht nur eine Uhr, sondern ein Symbol für Freundschaft und Familie, weil sich hier jeder beteiligt habe.

«Früher genügte ein Anruf, um ein neues Zifferblatt oder einen Zeiger zu bekommen. Heutzutage ist das gar nicht mehr so einfach.»

Käsesommelière
Sarah Schönenberger:

*«Unglaublich, aber wahr.
Ein wahrer Genuss.
Und ein vollkommen neues
Geschmackserlebnis.»*



«Ein bodenständiges, puristisches Handwerk»

Die Toggenburgerin Sarah Schönenberger ist eine Geniesserin. Etwas, das sie in ihrem Beruf als Käsesommelière und mit ihrem eigenen Shop «Wunderland Käse» vollkommen ausleben kann.

Kann sie aber auch jemanden von «ihrem» Produkt überzeugen, der damit praktisch nichts anfangen kann? Und wird ihrer Meinung nach die Schweiz dem Ruf als «Land des Käses» nach wie vor gerecht? Ein Gespräch über Geschmack, Variationen und ungewöhnliche Kombinationen.

Interview: Marcel Baumgartner, Bilder: Bodo Rüedi

Sarah Schönenberger, ich oute mich gleich vorweg: Ich esse keinen «normalen» Käse. Mir passt weder der Geruch noch die Konsistenz. Ausnahmen mache ich nur beim Raclette oder Fondue. Womit könnten Sie bei jemandem wie mir allenfalls Begeisterung wecken?

Mit meiner Leidenschaft zum Käse. Wenn man sich erst einmal mit dem Produkt beschäftigt und ein grundsätzliches Interesse da ist, ist es kein Problem jemanden dafür zu begeistern. Es ist für jeden Geschmack etwas dabei. Ich bin der Überzeugung, dass es auch meine Aufgabe als Käsesommelière ist, das Passende zu finden. Jedoch möchte ich niemanden von irgendetwas überzeugen, wenn eine prinzipielle Ablehnung da ist – Käse darf ein Genuss sein, jedoch keine Überwindung.

Es gibt inzwischen unzählige Kreationen. Gibt es auch solche, die bei Ihnen auf Ablehnung stossen?

Eigentlich nicht. Jedoch denke ich, dass man einen Käse immer noch als Käse erkennen sollte. Ich finde es aber schön, dass inzwischen zahlreiche Variationen auf dem Markt erhältlich

sind. Wir Schweizer sind da eher noch puristisch, gerade etwa im Vergleich zu beispielsweise Deutschland. Da sind Käsesorten oder auch Frischkäsesorten in etlichen Variationen erhältlich – mit Lauch oder auch mit Schokolade veredelt. Spannend.

Was macht denn grundsätzlich den Reiz am Produkt Käse aus?

Die grenzenlose Vielfalt. Es gibt Käse inzwischen in allen Grössen, Formen, Farben und Geschmacksrichtungen. Da sind keine Grenzen gesetzt und es ist für (fast) jeden etwas dabei. Ausserdem kann man Käse zur Vor-, Haupt- oder auch Nachspeise geniessen und mit diversen Produkten kombinieren. Das verspricht immer neue Aromaberlebnisse.

«Jede Region, wahrscheinlich fast schon jedes Dorf, hat einen eigenen Käse.»

Wann haben Sie diese Leidenschaft entdeckt?

Ursprünglich komme ich aus der Automobilbranche. In einem Käsereifungslager habe ich als Aushilfe Käse verpackt, um mein Haushaltsgeld ein wenig aufzustocken. Ich bin jedoch als gelernte Detailhandelsfachfrau schnell im Verkauf gelandet und habe somit auch meine Leidenschaft und Passion für diese Materie entdeckt, obwohl ich vorher sehr selten bis gar keinen Käse gegessen habe.

Und wann war klar, dass Sie diese Leidenschaft auch zum Beruf machen möchten?

Schon nach kurzer Zeit wurde mir klar, dass ich mich in diesem Bereich weiterbilden möchte. Und bin bis heute dankbar, dass mir dies ermöglicht wurde. Diese Aromavielfalt, die Herstellungsverfahren, die Lagermöglichkeiten, das breite Spektrum an Wissen, das es benötigt... Einfach faszinierend.

Heute bilden Sie selbst angehende Käsesommeliers aus. Welches Wissen wird hier vermittelt?

Das Allerwichtigste ist die ganze Technologie der Käseherstellung, vom Gras auf der Wiese über die Verarbeitung bis hin zur Käsepflege und Präsentation. Von wesentlicher Bedeutung ist der Faktor «Käse in der Ernährung», zum Beispiel der Umgang mit Laktoseintoleranz. Weiter lernt man alle «wichtigen» Käsesorten, ihre ideale Reifezeit, die Herkunft usw. kennen und beschäftigt sich viel mit anderen nennenswerten Käsesorten. Am meisten Zeit wird in das Trainieren des Geschmack- und Geruchsinns gesteckt. Dieser Aspekt ist entscheidend, um beispielsweise ideal ergänzende Produkte wie Wein, Säfte oder Brot als Beigabe reichen zu können.

«Es sind alles sensationelle Produkte, genial im Geschmack – nur halt nicht immer nach meinem Geschmack.»

Hat sich dieses Wissen in den vergangenen Jahren in gewissen Aspekten verändert oder herrscht Beständigkeit?

Dadurch, dass sich die Vielfalt an Käse stetig erweitert, dürfen wir als Sommeliers immer dazulernen, was ich persönlich sehr schätze. Sei es im technologischen Bereich oder bei neuen Käsekreationen mit verschiedenen Kräutern oder Früchten. Auch im Ernährungsbereich, gerade auch in Bezug auf Allergien, ist eine stetige Entwicklung notwendig. Viele Sachen sind jedoch beständig. Auch bei uns wird das Rad nicht neu erfunden – lediglich hin und wieder andersrum gedreht.

Die Schweiz gilt als Land des Käses. Haben wir diesen Ruf immer noch zu Recht?

Mit mehr als 450 Käsesorten – und das sind nur die aufgeführten – auf einer solch kleinen Fläche, ganz klar. Jede Region, wahrscheinlich fast schon jedes Dorf, hat einen eigenen Käse. Ich denke, wir werden immer mehr zum Käseland. Der Konsument öffnet sich für neue Kreationen, kostet auch einmal einen Blauschimmel- oder Gewürzkäse. Dementsprechend wird auch auf Herstellerseite immer mehr Neues ausprobiert.

Im Segment Wein beispielsweise bringen heute Länder hervorragende Produkte hervor, die man vor Jahren noch nicht auf dem Schirm hatte. Verhält es sich beim Käse ähnlich?

Auf jeden Fall. Durch viele innovative Milchtechnologien und -technologien kommen laufend neue, spannende Produkte auf den Markt. Der Einfluss der älteren Generation ist aber noch klar spürbar – und das zu Recht. Käse herzustellen ist ein bodenständiges, puristisches Handwerk, das gelernt sein will. Die Erfahrung

in Kombination mit Leidenschaft kann sensationelle Produkte hervorbringen. Jedoch sollte, wie auch beim Wein, nicht vergessen werden, dass es ein Naturprodukt ist und dementsprechend auch mit grossem Respekt und Demut behandelt werden sollte – weniger ist manchmal mehr.

Bei einem Gourmetmenü geben die Käsekreationen zum Dessert nicht nur optisch etwas her. Was hat es mit diesem Angebot nach dem Hauptgang auf sich?

Abgesehen von den ernährungsphysiologischen Vorteilen – ganz nach dem Sprichwort «Käse schliesst den Magen» – ist es wohl auch die Kombinationsmöglichkeit von Käse mit süssen Beilagen. Für mich persönlich spielt ganz klar auch noch der gesellschaftliche Aspekt hinein. Was gibt es Schöneres, als in einer geselligen Runde, bei einem Glas Wein über die verschiedenen Variationen von Käse zu philosophieren?

Sie haben die Kombinationsmöglichkeit angesprochen. Können Sie das noch etwas näher erläutern?

Foodpairing gewinnt immer mehr an Beliebtheit. Käse mit verschiedenen Chutneys, Früchten oder auch Schokolade zu kombinieren, ist eine spannende und abwechslungsreiche Sache und kann somit als Abschluss oder auch kulinarischer Höhepunkt zum Dessert genossen werden.

Wann geht hingegen Käse überhaupt nicht?

Käse geht immer. Da fragen Sie wohl die falsche Person... (lacht)

Sie betreiben mit «Wunderland Käse» einen eigenen Shop. Wie hat sich Ihr Angebot entwickelt?

Mein Sortiment ist sehr variabel, einerseits saisonal, andererseits auch nach Verfügbarkeit. Gewisse Produkte habe ich fix im Grundsortiment, das sind hauptsächlich regionale Käse. Alle anderen Käse variere ich, da es immer wieder etwas Neues zu entdecken gibt, einerseits für mich, andererseits für meine Kundschaft. Bei mir ist zum Beispiel ein Monatsabo erhältlich, bei dem der Inhalt nach Möglichkeit immer variiert, was aber bei dieser grossen Auswahl kein Problem ist.

Welche Visionen haben Sie damit in naher und ferner Zukunft?

Visionen habe ich viele, diese liegen jedoch in der Zukunft. Dadurch, dass ich mich zu Hause um zwei kleine Mädchen kümmere, im Oktober im Detailhandelsbereich eine Ausbildung startete und ich meine Arbeit in einer Bäckerei



auch mit Leidenschaft ausführe, schaue ich einfach, wie sich das Ganze entwickelt. Mein Traum wäre, irgendwann einen Delikatessenladen zu eröffnen, damit ich meine Kundschaft auch persönlich beraten kann.

Wie gehen Sie jeweils vor, wenn ein Lieferant seine Produkte bei Ihnen platzieren möchte?

Produkte aus der Schweiz und vor allem der Region Ostschweiz werden bei mir bevorzugt, da ich so auch hinter die Kulissen schauen kann. Ich weiss dann jeweils, woher die Milch für den Käse herkommt, oder wo die Äpfel für den Most wachsen. Das jeweilige Produkt verkoste ich und entscheide dann, ob sie in mein Konzept passen.

Erfolgt demnach eine umfassende Qualitätskontrolle?

Wenn ich einen Laib Käse einkaufe, wird er zuerst auf allfällige Oberflächenschäden überprüft. Da es ein Naturprodukt ist, kann es natürlich ein wenig variieren. Da spielt nur schon die Sommer- und Wintermilch eine Rolle. Grundsätzlich muss der Käse aber meinem Qualitätsstandard entsprechen. Da habe ich den Vorteil mit den regionalen Produkten. Ich könnte mir meinen Laib im Lager aussuchen, kann aber auch meinen Lieferanten vertrauen.

Wie stark fliesst hier Ihr ganz persönlicher Geschmack hinein?

Durch meine Ausbildung als Käsesommelière kann ich einen Käse neutral bewerten und die Aromen dementsprechend benennen. Mein Geschmack spielt an sich keine Rolle. Mit Ziegenkäse zum Beispiel kann ich überhaupt nichts anfangen, kann aber einen Ziegenkäseliebhaber so beraten, dass er am Schluss zufrieden sein Stück geniessen kann. Genauso ist es mit meinem Sortiment. Es sind alles sensationelle Produkte, genial im Geschmack – nur halt nicht immer nach meinem Geschmack. Zum Glück aber sind Geschmäcke verschieden, sonst wäre auch meine Arbeit ziemlich einseitig.

«Produkte aus der Schweiz und vor allem der Region Ostschweiz werden bei mir bevorzugt.»

Abschliessend bitte noch ein Geheimtipp von Ihnen. Welches Produkt sollte man unbedingt einmal zusammen mit Käse ausprobieren?

Unglaublich, aber wahr: Schokolade. Es ist ein wahrer Genuss und ein (für viele) vollkommen neues Geschmackserlebnis. Da gilt die Devise: Probieren, probieren, probieren. Grundsätzlich kann man sagen: Je höher der Kakaogehalt, umso stärker im Geschmack darf der Käse sein. Aber überall gibt es bekanntlich Ausnahmen. Darum: Offen sein für Neues.



«Ich bin ein verdammter Idealist»

Sich aus dem Flugzeug zu stürzen und die Welt von oben zu betrachten: Raymond Gimmi hat das über 10 000 Mal gemacht. Der passionierte Fallschirmspringer kann sich ein Leben ohne seinen Sport nicht vorstellen – auch wenn er sich solche Gedanken in naher Zukunft wohl machen muss.

Text: Manuela Bruhin, Bilder: Michele Stüdeli, Antje Grube, Jürgen Klaus, zvg.

Ein fliegendes Gebiss. Ein gestandener Metzger, der im letzten Moment doch Muffensausen hat. Fallschirmsprünge neben Palmen in Dubai, über Wasserfällen in Argentinien, mitten in das Castelgrande in Bellinzona oder in das alte Stadion Letzigrund. Raymond Gimmi, Instruktor bei Skydive Ostschweiz, hat sie alle schon gemacht – insgesamt 10 663, um genau zu sein. An viele von ihnen erinnert er sich, als wären sie gestern gewesen. Auch wenn der 64-Jährige schon sein ganzes Leben dem Fallschirmspringen verfallen ist. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Nur seine Einstellung ist ruhiger geworden. «Ich muss nicht mehr alles um jeden Preis machen»,

sagt der Ostschweizer. Mit den Jahren kommt auch die Einsicht, und sie lässt ihn genau überlegen, was er möchte – und was eben nicht.

Der Plan B

Auch wenn er in seiner Jugendzeit mehr riskierte – leichtsinnig war er nie. Dennoch gab es auch bei ihm Situationen, in welchen er sprichwörtlich die Reissleine ziehen und so den Notschirm aktivieren musste. «Das kommt immer mal wieder vor. Und es ist wichtig, dass man einen Plan B hat. Den haben manche Adrenalinjunkies eben nicht», so der Ostschweizer nachdenklich. Man übe die Vorgehensweise in der Ausbildung, wenn sich der Schirm nicht öffnen lässt, aus welchen Gründen auch immer. Damit im Notfall jeder Handgriff wie von selbst abläuft. Und wirklich: «Das komische Gefühl kommt dann erst auf dem Boden. In der Luft ist man damit beschäftigt, alles abzuspulen und hat keine Zeit, sich gross Gedanken zu machen, was eigentlich gerade passiert.» Zugestossen sei ihm aber nie etwas. Als gefährlich sieht er Fallschirmspringen nicht an, vielmehr sei es «Charakter-sache».

«Meine Sprünge musste ich mir damals alle abverdienen», so Raymond Gimmi. Er investierte einen Grossteil seines Lehrlingsgehalts und die Einnahmen aus Gelegenheitsjobs in die Sprünge. Gleich nach dem ersten wusste er: «Das ist mein Sport!» Erinnert er sich heute noch an seinen allerersten Sprung? «Und ob!» Mit weit geöffnetem Mund staunte er während des Springens, wie klein alles aussah, und die Landung absolvierte er sauber. Keine leichte Aufgabe, schliesslich steckte die Fallschirmtechnik damals noch in den Kinderschuhen. Die Steuerung der Rundkappenschirme funktionierte bei Weitem nicht so feinfühlig, wie es heute der Fall ist. Oder, um es in den Worten des Sportlers zu beschreiben: «Man musste froh sein, wenn man einigermaßen dort landete, wo man eigentlich wollte.» Die Technik und auch das Material habe sich im Laufe der Jahre entwickelt – wenn auch nicht immer nur zum Besseren, wie Gimmi findet. «Die Schirme sind immer kleiner geworden. Und das heutige Material verzeiht dir keinen Fehler. Landest du unkonzentriert, stehst du so schnell nicht mehr auf.»

«Es ist wichtig, dass man einen Plan B hat. Den haben manche Adrenalinjunkies eben nicht.»



Von Europa nach Südafrika

Auch wenn sich Gimmi nicht als Naturtalent beschreibt – gewonnen hat er im Laufe der Jahre viele Wettkämpfe. Besonders stolz ist er auf die Goldmedaille 1983 bei den Weltmeisterschaften im 4er-Formationspringen in Südafrika. Anschliessend kam der Gedanke: «Und was jetzt?» Schnell war klar, dass er sein Hobby zum Beruf machen wollte. Er absolvierte die Schweizer Instruktorenausbildung und arbeitete anschliessend drei Jahre

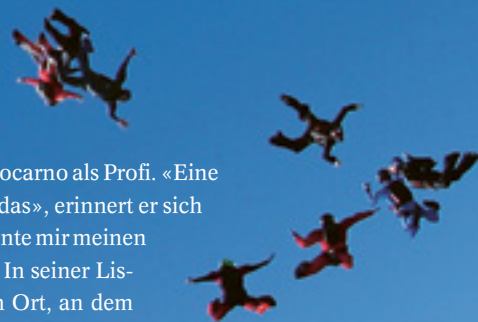
Vom Schrank aufs Bett

Und schliesslich hatte auch seine Familie ein Wörtchen mitzureden, wenn es um die Sprünge ging. Als die drei Kinder klein waren, musste zwar vieles hinten anstehen. Doch ganz weg vom Fallschirmspringen kam Raymond Gimmi nie. Zu gross ist die Leidenschaft, auch nach so vielen Sprüngen. Den Grundstein dazu legte er bereits früh in seiner Kindheit, als er mit einer Schnur zu seiner Mutter ging – mit den Worten: «Bastle mir einen Fallschirm.» Um sich damit später vom Schrank auf das Bett zu stürzen. Heute lacht er über diese Erinnerung, aber sie symbolisiert auch, wie gross seine Passion auch nach all den Jahren ist.

im Para Centro Locarno als Profi. «Eine schöne Zeit war das», erinnert er sich zurück. «Ich konnte mir meinen Traum erfüllen.» In seiner Liste fehlt kaum ein Ort, an dem er nicht in etwa 3500 bis 4000 Metern aus dem Flugzeug gesprungen ist: Amerika, Südafrika, aber auch in Europa und in der Schweiz sah er so viele Orte von oben, wie wohl kaum ein anderer. «Es waren coole Sprünge an schönen Orten.»

Wann ist der Zeitpunkt da?

Und genau diese Momente sind es, die Gimmi dazu verleiten, auch heute noch regelmässig





**Fallschirmspringer
Raymond Gimmi:**
«Zwanzig Mal musste
ich auf den Notschirm
zurückgreifen.»

zu springen. Waren es früher deren 12 am Tag, ist er heute mit fünf zufrieden. Springen kann jeder, der einigermaßen fit ist. Ab 60 ist ein ärztliches Attest für Erst- und Tandemspringer nötig. Doch wann ist der richtige Zeitpunkt, um aufzuhören? Klar, auch 90-Jährige sind noch gesprungen – davon hält der Ostschweizer jedoch nicht besonders viel. Eine schwierige Frage also, die ihn persönlich sentimental werden lässt. Einerseits ist da der fehlende Nachwuchs im Verein, wie ihn so viele andere ebenfalls kennen. «Andererseits bin ich wohl einfach ein verdammt Idealist», sagt er lachend. «Wenn ich die Freude in den Gesichtern sehe, wie viel Spass ihnen ein Sprung gemacht hat, dann ist das das Grösste für mich!» Und auf diese Gefühle möchte er vorerst nicht verzichten. Der letzte Befehl «Ready. Set. Go!» ist bei ihm noch nicht gefallen.



Anzeige

LARAG

EQ Electric Intelligence

**eSprinter und eVito:
100% elektrisch.**



Gerber und das Gendern

Gerber sucht. Manchmal seinen Porscheschlüssel, das Feuerzeug oder den Golfball. Jetzt aber sucht er die richtigen Worte für seine Rede anlässlich des 30-Jahr-Jubiläums seiner Werbeagentur. Für die richtigen Worte ist Gerber ja weitherum bekannt. Als «Gerber. Der Werber!». Klare Botschaften, treffend auf den Punkt gebracht. Kurz, prägnant, stark. So soll auch seine Rede sein. Da lässt er sich nicht lumpen. Aber heutzutage ist das schwierig, sehr, sehr schwierig.

Schon die Begrüssung fällt ihm schwer: «Verehrte Gäste, liebe Freunde...», startet er in die Rede. Doch Vorsicht: Gendergerecht muss die Sprache sein. Also: «Verehrte Gäste, liebe Freundinnen und Freunde...» Halt! Das klingt ja grad so, als hätte er neben seiner Annemarie noch ein paar Freundinnen. Und wie steht's mit den weiblichen Gästen? Der Gast, die Gästin, die Gästinnen? Tatsächlich, im Duden steht die «Gästin». Also: «Liebe Gästinnen und Gäste, liebe...» Nein, klingt dämlich. Dämlich? So was von sexistisch!

Gerber kommt jetzt echt ins Grübeln. Der Gast, die Gästin. Also auch der Mensch, die Menschin? Tatsächlich steht das so im Duden. Der Bösewicht, die Bösewichtin? Gibt's! Nur drei Bösewichtinnen bei fünfundzwanzig James-Bond-Folgen. Aber gemäss Duden ist Bösewichtin ein Synonym für Schuftin, ein Substantiv, feminin für böser Mensch. Nicht böse Mensch, wohlgermerkt. Böse Menschen sind männlich!

Arzt und Ärztin ist ja längst klar. Lehrer und Lehrerin auch. Auch die boomenden Ausweichformen, um andauernde Doppelnennungen zu vermeiden: Lehrende, Lehrkräfte, Lehrpersonen, Lehrerschaft. Studentinnen und Studenten werden zu Studierenden. Ausnahme: die Studentenschaft der HSG. Ausschliesslich männlich. Jedenfalls im Namen, nicht in der Realität. Da sind die Studentinnen längst in der Überzahl. Mit Studentinnen und Studenten sind ja übrigens alle nichtbinären Studierenden ganz krude ausgeschlossen.

Doch zurück zu seiner Rede: «Liebe Gäst*innen, sehr verehrte Damen und Herren, liebe Befreundete...» Im Geiste sieht er schon die Augenverdreher*innen und Stirnrunzler*innen und Kopfschüttler*innen im Publikum während seiner stolpersteinigen Rede. Apropos Geist: Gibt's eigentlich weibliche Geister, also Geistinnen oder Geister*innen? Tatsächlich: Sogar der Heilige Geist soll eigentlich eine Heilige Geistin gewesen sein – meinen gewisse Quellen. Und dann schickt der/die Geist*in dem Gerber einen Geistesblitz – oder eben einen Geister*innenblitz: Ich eröffne ganz einfach so, wie manche Leute ihre Mails eröffnen, mit «Liebe alle!» Klingt auch dämlich, aber keine*r kann was dagegen haben.

Andreas Felder
REMBRAND AG, Branding & Campaigning

Weitere
Informationen
unter:



Das Batmobil

Es war 1990, ich war 11 Jahre alt. Mein Vater erzählte mir von einem Kunden – welcher LISTA Betriebseinrichtung kaufte – der in Kalifornien einen Supersportwagen baute, ähnlich wie das «Batmobil» oder «K.I.T.T.» – Ein Beitrag von Fredy Alexander Lienhard.

Natürlich war ich von der Geschichte fasziniert, war ich doch grosser Auto- und Knight-Rider-Fan. Das Besondere an dem Auto war der Boost-Knopf, welcher dem Motor Extraleistung bescherte.

Dass die Geschichte echt ist, wagte ich damals als angehender Teenager zu bezweifeln, tönnte es doch zu futuristisch. Doch ein Jahr später war es tatsächlich so weit, das Auto wurde gebaut. Mein Vater hat mich auf seine kurze Geschäftsreise in die USA mitgenommen, um noch gemeinsam die LA Autoshow 1991 zu besuchen. Das Entschuldigungsschreiben an den Lehrer aus der 6. Klasse habe ich heute noch, es war ein verlängertes Wochenende. Wegen der geschäftlichen Beziehung und weil mein Vater ebenfalls fasziniert war von diesem Sportwagen, welcher zu 100% aus amerikanischer Produktion stammt, war der Handel besiegelt, und seither sind wir Besitzer vom Vector W8, Chassis #8. Dieser Vector W8 Twin Turbo – die meisten kennen ihn aus dem Auto-Quartett von damals – steht heute noch in der autobau erlebniswelt. Aber er steht da nicht nur und sammelt Staub. Bald darf er wieder raus und um unseren kleinen Rundkurs flitzen. Was der Vector sonst noch erlebt hat? Wir waren auf ganz vielen US-Car Meetings. Einmal in Hockenheim auf dem GP-Kurs. Eine Auto-Motor-Sport TV Sendung, schnelle Fahrten auf unlimitierten Autobahnen und Rollen in ganz vielen Auto-Magazinen, an Messen, Ausstellungen und in Museen.

Das Auto fasziniert! In Romanshorn erfahren Sie mehr darüber und wenn Sie bei schönem Wetter Glück haben, sehen Sie es sogar fahren.





Der richtige Schub für den Körper

Gesunde Ernährung spielt seit jeher eine grosse Rolle in unserem Leben. Wenn aber von den Nahrungsmitteln nicht alles so überliefert wird, wie es unser Körper braucht, greifen wir zu Nahrungsergänzungsmitteln. Von Omega-3- bis Nachtkerzenölkapseln – die Burgerstein-Vitamine der Antistress AG mit Sitz in Rapperswil-Jona bieten hier Abhilfe. Tanja Zimmermann-Burgerstein ist seit fünf Jahren Geschäftsführerin der Firma, die ihr Grossvater gründete. Ein Blick auf die Entstehung, die Gegenwart und die Zukunft.



Gesundheit!

Gesundheitsmythen

Ist es gesund, möglichst lange zu schlafen? Macht warmes Essen am Abend dick? Lebt man länger, wenn man auf Fleisch verzichtet? Und ist Fett wirklich so ungesund? Wir sind einigen Gesundheitsmythen nachgegangen. Die Antworten auf diese und weitere Fragen finden Sie in unserem Hintergrundbericht.



Keine Lust an der Arbeit

Wann fehlt einem einfach die Lust an der Arbeit? Und ab wann befindet man sich in einem Burnout? Ein Burnout-Prozess äussert sich grundsätzlich in Energieverlust in Bezug auf die Arbeit, verstärkter Erschöpfung durch die Arbeit, innere Entfremdung von einer Arbeit, die bis dahin Spass gemacht hat.

Wie aber muss man vorgehen, wenn man solche Symptome bei sich oder anderen feststellt? Der Herisauer Facharzt Torsten Berghändler erklärt im Interview die wichtigsten Aspekte.





So gehen wir gestärkt durch den Winter

Eine laufende Nase, der Hals kratzt und der Husten lässt nicht lange auf sich warten: Während der kalten Jahreszeit ist unser Immunsystem ganz schön gefordert, Viren und Bakterien abzuhalten – leider nicht immer erfolgreich. Während die einen meist völlig unbeschadet durch den Winter kommen, haben die anderen in regelmässigen Abständen mit Erkältungen und grippalen Infekten zu kämpfen. Gerade durch Corona wurde die Situation noch verschärft. Wird es, trotz der gängigen Hygienemassnahmen, dennoch zu einem Grippe-Winter kommen? Dr. med. Philipp Agyeman, Oberarzt Kinderinfektiologie, erklärt, wie man sich am besten davor schützen kann.



Gesundes Arbeiten



Wir verbringen täglich mehrere Stunden an unserem Arbeitsplatz. Das setzt voraus, dass wir dort die nötige Infrastruktur vorfinden und auch sonst von einer guten Work-Life-Balance profitieren. So weit, so gut. Doch wie wird das in Ostschweizer Firmen gehandhabt? Was bieten sie ihren Mitarbeitenden? Wir haben nachgefragt.



Überall in der Ostschweiz eine sichere Partnerschaft im Hoch- und Tiefbau

www.stutzag.ch


FASSWERK
HÄMMERLE



info@fasswerk.ch Blumenfeldstrasse 22
fasswerk.ch CH-9403 Goldach

«Man muss entschlossen töten, sonst kann man nicht jagen»

Sie hat sich ihren Traum erfüllt: Mitten im Coronajahr hat Katja Eichmann ihre Jagdprüfung abgelegt. Ihre Aufgaben als Jungjägerin nimmt die Thurgauerin sehr ernst – und diese umfassen viel mehr, als «nur» Tiere zu erlegen. Solche Vorurteile gibt es auch in der heutigen Zeit zuhauf.

Text: Manuela Bruhin, Bild: zVg.

Gezögert. Überlegt. Und schliesslich doch zugestimmt. Katja Eichmann ist der Meinung, dass sich für ein Interview viele andere Jägerinnen oder Jäger besser als sie eignen würden. Schliesslich hat sie ihre Jagdprüfung erst im vergangenen Jahr abgelegt. Und da wären natürlich noch die vielen Vorurteile, mit denen sich die Jäger

herumschlagen müssen: Dass sie Tiere «abknallen» und «einfach so töten können». Viele würden «direkt vom Schützenfest kommen oder ohnehin als Metzger arbeiten». Dabei mache das Töten selbst nur einen sehr kleinen Teil der äusserst vielfältigen Arbeit einer Jägerin aus, erklärt Katja Eichmann im Gespräch. Vielmehr gehe es um die Natur, die Biologie, den natürlichen Kreislauf. Dass Jagen nicht einfach so ein kleiner Nebenjob ist, zeige sich bereits bei der mehrschichtigen und tiefgehenden Prüfung. «Ich bin eine Person, die eigentlich leicht lernt. Aber hier musste ich wirklich büffeln, um alles miteinander verbinden zu können», sagt Eichmann, die als Lehrerin arbeitet.



Jägerin Katja Eichmann:
«Ehrfurcht, Respekt
und Geduld.»

Sich ins Tier hineinversetzen

Genau diese Vielseitigkeit reizt Katja Eichmann jedoch gleichzeitig an der Tätigkeit eines Jägers. Sie sei schon immer naturverbunden gewesen – schliesslich ist sie auf einem Bauernhof aufgewachsen. Sie wollte die Zusammenhänge verstehen, und nun deckt sie viele ihrer Interessen mit dem Jagen ab. «Man muss ruhig und kontrolliert sein, ein Gespür für die Natur und die Tiere haben. Ich lerne jeden Tag etwas Neues dazu.» Die Bäume an den Blättern erkennen, die verschiedenen Hunderassen unterscheiden oder die spezifischen Wildtierkrankheiten ausmachen können: Das fordert, gleichzeitig aber reizt es eben auch unglaublich.

Willkommene Verstärkung

So vielschichtig die Tätigkeiten sind, so unterschiedlich seien auch die Leute, die sich zum Jäger ausbilden lassen: Vom Landwirt bis hin zum Arzt habe sie die verschiedensten Berufsgruppen kennengelernt. «Letztlich stehen wir aber alle in unseren grünen Kleidern da – bei den einen sind sie vielleicht etwas teurer als beim anderen. Aber wir haben alle das gleiche Ziel», erklärt Eichmann. Jeder bringe andere Fähigkeiten mit. Das sei ein Gewinn für jedes Revier. Sie hat die Prüfung gemeinsam mit ihrer Freundin abgelegt – ein «Glücksfall», wie die Thurgauerin erklärt. Schliesslich sei es schon so, dass man als Frau deutlich in der Minderzahl sei. Schlechte Erfahrungen hat sie damit bisher zwar nicht gemacht. «Dennoch ist es schön, wenn man nicht ganz alleine ist», so Eichmann lachend. Und Aussenstehende würden sich schon manchmal wundern, wie «sie als Frau so etwas mache». Ihre Freunde und Familie hingegen waren nicht erstaunt, als sie sich für die Jagdprüfung angemeldet habe.

Eine Frage des Timings

An ihr erstes Tier, welches sie erlegt hat, erinnert sich Katja Eichmann noch genau: ein «Schmaltier» – also ein junges Reh. Gezögert habe sie nicht. «Es tönt vielleicht komisch – aber man muss entschlossen töten, sonst kann man nicht jagen.» Manchmal spüre man im Vorfeld, dass heute kein Tier erlegt wird. Komme jedoch der richtige Moment und stimme alles – dann ist Entschlossenheit wichtig. Welche Gefühle sie bei der Jagd empfindet, diese Frage findet die 43-Jährige sehr schwierig zu beantworten. «Es ist einfach sehr speziell. Es hat mit Ausdauer, Ehrfurcht, Respekt und Geduld zu tun», fasst sie es zusammen. «Und mich erdet es unheimlich. Wenn ich viele Stunden im Wald verbringe, den Kreislauf des Lebens vor Augen geführt bekomme, wird es mir bewusst, wie wichtig wir uns nehmen – und welch kleines Teilchen wir letztlich sind.» Eine Art «Jagdfieber» mache

sich breit: Man sei angespannt, der Puls im Gehörschutz verdeutliche dies. Und die Nervosität steigere sich nach dem Abschuss noch. «Bis man das Tier an sich nehmen und sich davon überzeugen kann, es richtig getroffen zu haben, damit es nicht leiden musste.»

Respekt haben

Den Moment, als sie zum ersten Mal einen Rehbock erlegt habe, beschreibt sie als emotional. Eichmann wollte ihn gleich auch selber metzgen. Zu wissen, wie ein Tier gelebt habe, wie es gestorben ist – das steigere das Bewusstsein für die Umwelt und nicht zuletzt für den eigenen Konsum. «Wir essen in unserer Familie wenig Fleisch, eine meiner Töchter sogar überhaupt keins», so die Thurgauerin. «Wenn ich es jedoch esse, dann weiss ich, woher das Fleisch stammt.» Man gehe sehr respektvoll mit den Tieren um und beim anschliessenden Ausnehmen bleibe kaum etwas übrig, was nicht verwertet wird. Auch, wenn das heisst, selber Blut an den Händen zu haben. «Was für mich in dem Moment aber überhaupt nicht eklig ist.»

Auch wenn das Erlegen nur ein kleiner Bestandteil der Aufgaben eines Jägers ist – es beschäftigt die Menschen. Und das wiederum zeigt wohl die Doppelmoral der Gesellschaft auf. Denn: «Die Konsumenten haben kein Problem, im Laden Fleisch einzukaufen. Aber auch dafür musste ein Tier sterben – nur sehen sie es nicht», bringt es Eichmann auf den Punkt. Das Jagen sei nötig, um die Bestände zu regulieren.

Auch komische Aspekte

Als Jägerin unterwegs zu sein, das erfüllt Katja Eichmann mit Stolz. Seitdem sie als junge Frau im Engadin auf einer Hochjagd war, war es ihr Wunsch, irgendwann einmal selber die Aufgaben zu übernehmen. «Ich glaube, zur Jägerin wird man einfach geboren», fasst sie es zusammen. Ihre Kinder seien auch schon mit dabei gewesen – wenn auch mit gemischten Gefühlen. Die Spuren und Fährten zu lesen, sei für alle spannend. Sie beschreibt die Stunden im Wald als Privileg. Ein Privileg, welches sie auch nutzen will, um mit der Bevölkerung ins Gespräch zu kommen – damit eben die Vorurteile irgendwann weniger werden. Gewisse Vorbehalte könne sie sogar verstehen, wie sie lachend erklärt. «Man läuft mit einem Gewehr durch den Wald – irgendwie hat das ja durchaus auch einen komischen Aspekt.» Sie hoffe jedoch, mit diesen Gesprächen die vielfältige Arbeit der Jäger besser verständlich zu machen. Denn: «Jägerin zu sein und gleichzeitig die Umwelt zu schützen, das ist überhaupt kein Widerspruch.»

«Jägerin zu sein und gleichzeitig die Umwelt zu schützen, das ist überhaupt kein Widerspruch.»



Probleme mit der Bodenheizung? Eine Analyse schafft Klarheit.

Bodenheizungen, die bereits über 30 Jahre in Betrieb sind, sollten untersucht werden. Viele ältere Bodenheizungsrohre bestehen aus Kunststoff. Diese verspröden und verschlammen mit der Zeit. Wenn Sie nicht rechtzeitig reagieren, kann es teuer werden. Deshalb ist eine vorbeugende Analyse sehr ratsam.

Bodenheizungsrohre verspröden

Bodenheizungen sorgen für Komfort und sparen Platz. Doch die unsichtbare Wärmeverteilung altert. Versprödung und Verschammung sind die Hauptgründe für ineffiziente Bodenheizungen. Werden Probleme nicht frühzeitig erkannt, sind die Schäden meist irreparabel. Betroffen sind insbesondere Systeme, die zwischen 1970 und 1990 verbaut wurden, weil in diesem Zeitraum hauptsächlich einfacher Kunststoff als Rohrmaterial zum Einsatz kam. Dieser versprödet mit der Zeit.

Kalte Böden. Wie weiter?

Wenn die Bodenheizung nicht die gewünschte Leistung bringt, gewisse Räume kalt bleiben und die Regulierung nicht richtig funktioniert, lohnt es sich, eine Fachperson hinzuzuziehen. Dabei ist es wichtig, dass die Anlage vor Ort genauestens untersucht wird.



Umfassende Zustandsanalyse vor Ort.

Klarheit durch Analyse

Es müssen sämtliche Komponenten miteinbezogen und die Ergebnisse anhand von normierten SWKI-Richtwerten ausgewertet werden. Erst nach einer umfassenden Zustandsanalyse herrscht Klarheit darüber, wie es wirklich um eine Bodenheizung steht. Eine solche Analyse ist schon für wenige Hundert Franken zu realisieren und lässt eine klare Aussage über die Machbarkeit einer Sanierung zu.

Schutzschicht gegen die Alterung

Das Original zur Rohrrinnensanierung mittels Innenbeschichtung hat die Naef GROUP 1999 auf den Markt gebracht. Damit werden bestehende Bodenheizungen ganz ohne Baustelle saniert. Die Innenbeschichtung dient dabei als Schutzmantel gegen weitere Versprödung.



Versprödetes und verschlammtes Bodenheizungsrohr.

Nicht spülen, sondern sanieren

Alternativ werden seit einigen Jahren von diversen Anbietern auch Spülungen und Reinigungsverfahren angeboten. Es ist wichtig zu wissen, dass damit das eigentliche Problem – die Versprödung des Rohrmaterials – nicht behoben wird. Mit dem HAT-System wird eine Bodenheizung hingegen tatsächlich saniert.

10-jährige Garantie mit dem Original

Das HAT-System ist das einzige Rohrrinnensanierungsverfahren, das Kunststoff-Bodenheizungen gemäss DIN-Norm 4726 sauerstoffdicht macht und damit die Alterung stoppt. So ist eine Erweiterung der Lebensdauer der Rohre garantiert und zudem werden auch gleich alle anderen wesentlichen Bodenheizungs-Komponenten gewartet oder ersetzt. Die Wertigkeit des Originals wird durch eine 10-jährige Garantie unterstrichen.

Vorbeugende Analyse buchen

Die Zustandsanalyse wird vor Ort von einem Spezialisten der Naef GROUP durchgeführt. Die Kosten belaufen sich auf CHF 390.- (inkl. MwSt.). Die Analyse umfasst eine aktuelle Zustandserfassung nach geltenden Richtlinien und eine Beratung über weitere Schritte. Das Angebot gilt in der Deutschschweiz.

Ja, ich möchte mehr dazu erfahren.
Kontaktieren Sie mich unverbindlich.

Name

Vorname

Strasse

PLZ, Ort

Jahrgang Liegenschaft

Telefon

E-Mail

Datum

Unterschrift

Titel: Die Ostschweiz, 2021



Bitte Talon zurücksenden oder anrufen

Naef GROUP
Wolleraustrasse 41, 8807 Freienbach
Tel.: 044 786 79 00, Fax: 044 786 79 10
E-Mail-Adresse: info@naef-group.com
www.naef-group.com

Schwindel- erregend

Mindestens einmal pro Woche hängt dieser Mann irgendwo an einem Felsen. Michi Wohlleben ist Bergführer und Profikletterer. Dieser Leidenschaft geht er schon seit 24 Jahren nach. Seit er Vater geworden ist, stellt sich der in Appenzell Ausserrhoden wohnhafte Extremsportler vermehrt die eine Frage: «Komme ich noch zur Ruhe, sollte mein Sohn dereinst das Klettern so betreiben, wie ich es tue?»

Jeder Griff muss sitzen
Das Interview mit
Profikletterer Wohlleben



Visitenkarte und Seele des Wohnraums

Individuelle Meisterstücke, exakt zugeschnitten auf die Bedürfnisse der Kunden: Das ist die Mission der Baumann AG in Berneck. Die Küchen, die hier entstehen, erfüllen nicht nur ihre Funktion perfekt. Sie bilden auch visuell das Herzstück des Wohnraums.

Sie sind schon lange vorbei, die Zeiten, als eine Küche nur Mittel zum Zweck war, eine reine «Produktionsstätte». Heute bildet die Küche für viele den Mittelpunkt des privaten Lebens und eine Visitenkarte für die persönliche Vorstellung des Wohnens. Nicht mehr als in sich geschlossener Raum, sondern eingebettet in das ganze Umfeld, nahtlos übergehend in den Wohnbereich. Küchen werden nicht «versteckt», sondern stolz präsentiert.

Diesen Wandel hat Baumann Küchen früh erahnt und das Wissen konsequent in die Entwicklung und Produktion fliessen lassen. Die rund





500 Küchen, die hier jedes Jahr entstehen, zeichnen sich immer durch hohe Handwerkskunst, professionelle Herstellung und die Liebe zum Detail aus. Darüber hinaus ist aber fast jede von ihnen ein Unikat, zugeschnitten auf die individuellen Wünsche und besonderen Bedürfnisse. Denn eine Standardküche erfüllt selten alle Anforderungen, die sich je nach Familienkonstellation, persönlichen Vorlieben und Wohnsituation unterscheiden.

Deshalb entsteht hier in vielen Fällen nicht «nur» eine Küche, sondern eine umfassende Idee, die weitere Wohnbereiche einschliesst. Wohnen und Kochen verschmelzen, der Küchen- zieht sich in den Wohnbereich weiter. Die Spezialisten der Baumann AG nehmen sich viel Zeit für die Beratung, erkennen Potenziale und übersetzen die Vorstellungen der Kundschaft in ein konkretes Projekt für den Innenausbau. Das Resultat ist eine Gesamtplanung, in der die Küche die Seele bildet, aber oft dem gesamten Wohnbereich einen neuen Charakter verleiht.

Das alles entsteht im St.Galler Rheintal seit 1958 konsequent «swiss made», ausgeführt von über 30 Fachleuten aus verschiedenen Bereichen, aber mit einer einzigen Mission: Die perfekte und unverwechselbare Küche.



baumann 
Küche Bad

Berneck Rümlang Savognin
www.baumann-kuechen.ch

Baumann AG

Auerstrasse 41, CH-9442 Berneck
T +41 71 737 96 00, F +41 71 737 96 01

Lindenweg 7, CH-8153 Rümlang
T +41 43 211 08 31, F +41 43 211 08 32

Veia Son Mitgel 12, CH-7460 Savognin
T +41 81 684 22 28, F +41 81 684 24 81

info@baumann-kuechen.ch
www.baumann-kuechen.ch

Wenn die letzte Meile elektrisch ist

Eigentlich war es nicht das Ziel – und doch haben sie es geschafft: Mit 174 E-Fahrzeugen hat der Paketdienstleister Quickpac die grösste Flotte der Schweiz. Im Gespräch erklärt CEO Christof Lenhard, wie sich die Einsparungen im Hinblick auf die Umwelt und die Finanzen wirklich auswirken – und weshalb der Onlinehandel umweltfreundlicher ist, als sein Ruf es vermuten lässt.



Interview: Manuela Bruhin, Bilder: PD

Christof Lenhard:

«Die grösste Elektroautoflotte der Schweiz aufzubauen, war nicht das Ziel – wobei wir darauf natürlich stolz sind.»

Seit der Gründung im Jahr 2019 setzen Sie ausschliesslich auf Elektrofahrzeuge. Auf den ersten Blick erscheint das als gewagt. Weshalb wollten Sie keine Kompromisse machen?

Wir betrachten uns als innovatives Unternehmen und haben uns ökologisches Denken und Handeln auf die Fahne geschrieben – bei Quickmail kompensieren wir ja bereits seit 2015 die CO₂-Emissionen, die beim Transport der Sendungen entstehen, auf unsere Kosten. Zudem gingen wir angesichts der Entwicklungen im Markt, nach Gesprächen mit Quickmail-Kunden und dem Studium von Marktforschungen davon aus, dass die klimafreundliche Zustellung den Erwartungen unserer Kunden und insbesondere auch den Erwartungen der Empfängerinnen und Empfänger der Pakete entspricht.

Mit 174 E-Fahrzeugen haben Sie mittlerweile die grösste Flotte der Schweiz. Eine gute Entscheidung?

Die grösste Elektroautoflotte der Schweiz aufzubauen, war nicht das Ziel – wobei wir darauf natürlich stolz sind. Primär ging und geht es darum, eine echte Alternative zu den herkömmlichen Anbietern auf den Markt für Paketzustellung zu bringen und damit erfolgreich zu sein. Da sind wir auf einem guten Weg. Unser Wettbewerbsvorteil ist dabei, dass wir von Beginn an unsere Prozesse auf die Elektrofahrzeuge ausrichten konnten. Da sind wir anderen deutlich voraus.

«Unsere Fahrzeuge legen im Schnitt pro Jahr über 30 000 km zurück.»

Wie gross sind die Herausforderungen im Alltag – bezüglich der Reichweite, Tourenplanung, Wettereinflüsse?

Auf diesem Gebiet konnten wir im ersten Jahr bereits genügend Erfahrungen sammeln, um heute entsprechend auf die diversesten Herausforderungen vorbereitet zu sein. Wir kennen den Ladezustand der Batterie ebenso wie die aktuellen Wetterbedingungen. Damit können wir die Fahrleistung der jeweiligen Fahrzeuge vorhersagen und die Tourlänge einschliesslich einer Sicherheitsmarge berechnen. Mit dieser Tourlänge «füttern» wir unsere Planungssoftware. Den Algorithmus zur Berechnung der realistischen aktuellen Batterieleistung in Abhängigkeit von der Aussentemperatur und des Batteriealters haben wir durch eigene Messfahrten bei unterschiedlichen Temperaturen abgeleitet. Darüber hinaus sind unsere Zustellerinnen und Zusteller so geschult, dass sie bei Antritt ihrer Tour bestimmen können, welchen Maximalverbrauch sie haben dürfen, um die Tour fahren zu können. Die Zusteller nehmen entsprechenden Einfluss auf ihre Fahrweise und beobachten ständig den Durchschnittsverbrauch des Fahrzeugs.



Der Onlinehandel ist immer wieder im Verruf, besonders umweltschädlich zu sein. Sie setzen mit den E-Fahrzeugen Gegensteuer. Wie schmal ist die Gratwanderung Ihres täglichen Geschäfts?

Untersuchungen, welche die CO₂-Belastung durch den Online- im Vergleich zum stationären Handel analysiert haben, sind zum Schluss gekommen, dass der Onlinehandel wesentlich weniger belastend ist für die Umwelt. Umso mehr natürlich, wenn die letzte Meile der Paketzustellung elektrisch ist wie bei Quickpac. Wenn viele Pakete von einem Fahrzeug zu den Empfängern gebracht werden, verursacht dies – einfach gesagt – weniger CO₂-Emissionen als viele Konsumenten, die einzeln zum Shoppen hin- und zurückfahren. Eine allgemeine Reduktion des Konsums wäre noch weniger belastend.

Es wurde einmal gesagt, dass gerade die Reifen einen hohen Verschleiss haben. Deshalb wurde ein eigener Reifenmontagebereich aufgebaut. Ist der Wartungsaufwand unterm Strich dennoch kleiner als bei herkömmlichen Fahrzeugen?

Ja, wesentlich kleiner. Ein Elektromotor ist weniger komplex und damit weniger störungsanfällig. Und die Bremsung erfolgt hauptsächlich durch Rekuperation. Das spart Bremsbeläge und Wartung – und ist im Übrigen durch eine Reduktion des Feinstaubes auch wiederum umweltfreundlicher. Aber es trifft in der Tat zu, dass der Reifenverschleiss bei Elektroautos grösser ist als bei Verbrennern.

Die passenden Depots zu finden, ist nicht ganz einfach. Wie stehen Sie derzeit in dieser Hinsicht da?

Es ist tatsächlich nicht überall gleich einfach. Vorläufig haben wir jeweils passende Standorte gefunden. Eine ausreichende Stromversorgung ist in unserem Fall sicher eine wichtige Anforderung. In diesem Bereich sind wir auch auf die Unterstützung der Gemeinden oder Kantone angewiesen. Dafür bringen wir Arbeitsplätze. Das funktioniert recht gut, sodass wir im kommenden Jahr wie geplant zwei bis drei neue Standorte in Betrieb nehmen können. St. Gallen

haben wir ja bereits ganz offiziell angekündigt. Die Kommunikation zum nächsten Standort folgt demnächst.

Wie gross sind die Einsparungen, finanziell und für die Umwelt, effektiv?

Das haben wir ziemlich genau berechnet: Das bisher von uns genutzte Fahrzeugmodell ist zwar in der Anschaffung rund 30 Prozent teurer als ein vergleichbares Verbrennungsfahrzeug. Während man jedoch bei einem Verbrennungsfahrzeug mit variablen Kosten von 40 Rappen pro Kilometer rechnen muss, sind es bei einem Elektroauto nur etwas mehr als 20 Rappen. Schon ab einer Laufleistung von jährlich 10 000 km ist das Elektroauto dadurch günstiger. Unsere Fahrzeuge legen im Schnitt pro Jahr über 30 000 km zurück. Und wenn man den Verbrauch nimmt: Selbst bei den derzeit niedrigen Benzinpreisen muss man mit Kosten von 11 Rappen pro km rechnen. Die Stromkosten liegen bei uns nur bei 3,8 Rappen.

Das heisst im Endeffekt?

Im August dieses Jahres haben wir nach unseren Berechnungen seit Juni 2019 mit Quickpac bereits 1000 Tonnen CO₂ eingespart. Dabei rechnen wir pro km mit einer Einsparung von 0.000 15 Tonnen CO₂. Die Einsparung ist für ein benzinbetriebenes leichtes Nutzfahrzeug gleicher Grösse berechnet.

Der Bekanntheitsgrad von Quickpac steigt.

Im August kam beispielsweise die Zusammenarbeit mit Ikea dazu. Wie wichtig ist eine solche Zusammenarbeit – auch als Zeichen gegen aussen?

Wir freuen uns über jeden neuen Kunden. Die Zusammenarbeit mit IKEA ist aber etwas ganz Besonderes: IKEA war bereits im Jahr 2009 vom ersten Tag an unser Kunde bei Quickmail. Nur dank solcher innovativer Kunden konnten wir basierend auf dem Quickmail-Geschäft in den letzten beiden Jahren unsere Division Quickpac aufbauen.

«Die Zusteller nehmen Einfluss auf ihre Fahrweise und beobachten ständig den Durchschnittsverbrauch des Fahrzeugs.»



Ein Plädoyer für eine bessere Risikokultur

Urs Frey und Tobi Frei haben einige Gemeinsamkeiten: Beide sind Mehrfachunternehmer, Wirtschaftswissenschaftler und KMU-Berater. Vor rund 30 Jahren studierten sie zur selben Zeit an der Universität St.Gallen Ökonomie. Das Unternehmertum in der Ostschweiz ist ihnen wohlbekannt. Ein Gespräch über eine nachhaltige Risikokultur, die Wichtigkeit der Mitarbeitenden und die Rolle des Staates.

Text: Svenja Schranker, Bilder: zVg.



Tobi Frei:

«Noch nie gab es so viele unternehmerische Chancen wie 2021.»

«Mitgestalten lassen, Risiken eingehen, Fehler respektieren, etwas daraus lernen und selbst Vorbild sein.»

Unsere Gesellschaft verändert sich: Neben Megatrends wie Digitalisierung oder Individualisierung macht vor allem auch die Forderung nach mehr unternehmerischer Verantwortung die Runde. «Risikokultur» heisst das Wort der Stunde. Der Aufruf fordert eine grundsätzliche Veränderung im Umgang mit Risiken. Eine Studie der Hochschule Luzern bläst ins selbe Horn: Nur eines von vier Schweizer Unternehmen fördere bewusst eine positive Risikokultur, war zu lesen.

«Wer den Appell zu mehr unternehmerischer Risikokultur als Chance sieht, wird sich dauerhaft behaupten können», ist Tobi Frei, Berater im Raiffeisen-Unternehmerzentrum, überzeugt.

Der intelligente Umgang mit Risiken

Eine Risikokultur, so der Rheintaler Frei, hat so gar nichts mit blindem Aktionismus zu tun. «Elon Musks Mutter hat einst sinngemäss gesagt: Lebe gefährlich, aber auf die intelligente Art.» Intelligent heisst für ihn im unternehmerischen Sinn nicht primär regelkonform, sondern agil und digital befähigt. Renommiertere Organisations-Psychologen bestätigen, dass es die Nonkonformisten sind, die der Wirtschaft neue Impulse geben. Ähnlich sieht es der Berner Urs Frey: «Viele Risiken im Unternehmen lassen sich nicht sinnvoll eliminieren. Geschweige denn vermindern oder an Dritte übertragen.» Es gehe um den Umgang damit und den Einbezug der Mitarbeitenden. Nur so könne Neues entstehen.

«Eine gesunde Risikokultur im Unternehmertum bedeutet, dass die Fachkräfte wagen, mittelfristig lebensfähige Initiativen zum Gedeihen zu bringen», fasst Tobi Frei zusammen.

Zu Mittätern machen

Betrachten wir das Beispiel eines Strategieprozesses in einem Unternehmen. Der legendäre Managementvordenker Peter Drucker hat einst gesagt: «Culture eats strategy for breakfast.» Tobi Frei betont zwar den Wert einer weitsichtigen Strategie, meint jedoch: «Eine Strategie ist eine notwendige Voraussetzung in jedem Geschäft. Aber nur eine Firmenkultur, die Mitarbeitende ermächtigt und zu Mittätern macht, ist eine hinreichende Bedingung.» Er fügt eine rhetorische Frage an: «Wie soll sich eine Firma wandeln, wenn eine Strategie vom Management per Powerpoint aufoktroiert und durch Kader und Mitarbeitende nicht wirklich getragen wird?» Gerade eine neue Strategie müsse gemeinsam erarbeitet und in der gesamten Firma kommuniziert und vergemeinschaftet werden.

Mitunternehmertum fördern

Braucht es nun in jedem KMU ein Schulungsprogramm für eine vollkommene Risikokultur? «Das wäre genau der falsche Weg», sagt Tobi Frei. Risikokultur oder – noch besser –

Das ist ein Partnerbeitrag der Initiative «Wilder Osten». Mehr dazu erfahren Sie hier.



Mitunternehmertum könne nur mit der erwähnten langfristigen, partizipativen Organisationsentwicklung erreicht werden. Der KMU-Innovator Urs Frey ergänzt: «Viele aktuelle Herausforderungen und die stetig zunehmende Volatilität der Geschäftsrisiken bedingen geradezu, dass Fachkräfte heutzutage per se risikofreudiger sein müssen.» Dazu muss das Umfeld geschaffen werden: «Mitgestalten lassen, Risiken eingehen, Fehler respektieren, etwas daraus lernen und selbst Vorbild sein.»

Mehr Regeln für vermeintlich weniger Risiko

Leider sehen das nicht alle so. «Die Tendenz des Staates hin zu einer Null-Risiko-Strategie ist erschreckend», so Urs Frey. Auf bestehende und erwartete Risiken wird mit mehr Regeln reagiert. Urs Frey mahnt zur Vorsicht: «In der Einzelwertung «Starting a business» liegt die Schweiz im Bericht des Jahres 2020 auf Platz 81. Im Jahr 2014 waren wir noch auf Platz 20. Diese Entwicklung ist schädlich und hängt mit der Überregulierung zusammen.» Tobi Frei ergänzt: «Noch nie gab es dank technischer und digitaler Möglichkeiten so viele unternehmerische Chancen wie 2021. Nur wenn das Spielfeld nicht überreguliert ist und Management und Mitarbeitende dasselbe Verständnis haben, können Chancen gepackt und Risiken bewusst eingegangen werden.» «Gerade in der Ostschweiz», wie er abschliessend ergänzt. «Weil wir meiner Erfahrung nach überdurchschnittlich motivierte, innovative und treue Fachkräfte haben.»

«Eine Strategie ist eine notwendige Voraussetzung in jedem Geschäft.»



Urs Frey:

«Viele Risiken im Unternehmen lassen sich nicht sinnvoll eliminieren.»

Sollen Banken zur Nachhaltigkeitspolizei werden?

Verantwortungsvolles Banking ist tief in unseren Unternehmenswerten verankert: Wir beraten umsichtig, bieten für Finanzieren, Vorsorge und Anlegen nachhaltige Lösungen, betreiben unser Geschäft CO₂-neutral, berücksichtigen wo immer möglich regionale Partner und unterstützen jährlich über 400 regionale Organisationen.

Das deckt sich mit Forderungen, die an die Wirtschaft gerichtet werden: Firmen sollen ökonomische, ökologische, soziale und weitere gesellschaftliche Interessen in ein gesundes Gleichgewicht bringen und Banken sollen mit ihrer Finanzierungs- und Anlagetätigkeit nicht-nachhaltige Entwicklungen verhindern.

Wir unterstützen diese Forderung nach einer nachhaltigen Wirtschaft. In der Schweiz gibt es jedoch keinen Standard zur Definition, Umsetzung und Messung von Nachhaltigkeit. Fehlt dieser, gibt es statt einer gemeinsamen eben viele punktuelle Definitionen: Jedes Unternehmen, jede Bank legt für sich selbst fest, nach welchen Ellen sie Nachhaltigkeit misst.

Ich begrüsse Eigeninitiative in der Wirtschaft – genau das macht Unternehmertum aus und ist für viele Entwicklungen der einzig richtige Weg. Doch ist es im Sinne einer modernen demokratischen, rechtsstaatlichen Gesellschaft, dass jede Bank selbst über «Richtig und Falsch» entscheidet? Sollen Banken nach eigenen Kriterien darüber richten, welche Branchen und Firmen nachhaltig und somit kreditwürdig sind?

Wir als acrevis wollen nicht zuwarten, bis eine Definition dereinst ausdiskutiert ist.

Darum haben wir einen für uns stimmigen, breit abgestützten Ansatz erarbeitet, was wir als nachhaltig erachten und mit unserer Finanzierungs- und Anlagetätigkeit fördern.

Dennoch: Um Fehlentwicklungen zu vermeiden, braucht es den gemeinsamen Rahmen. In einer freieitlichen Gesellschaft müsste eine solche Definition in einem basisdemokratischen Prozess festgelegt werden. In diesem Sinne sehe ich alle gesellschaftlichen Akteure, insbesondere die Wirtschaft und die Politik, in der Pflicht.

Dr. Michæl Steiner
acrevis Bank AG
Vorsitzender der Geschäftsleitung



Ralph Brühwiler:

*«Es braucht viel Energie, aber
es gibt auch viel Energie.»*



Ein Leben in der Caran d'Ache-Welt

Ihn hat sprichwörtlich die Geschichte eingeholt: Was er als Sechsjähriger mit wachen Augen und fasziniert durch eine Schaufensterscheibe in Genf erblickte, begleitete ihn in den vergangenen Jahren intensiv. Die bunte und spannende Geschichte von Caran d'Ache hat der Wahltoggenburger Ralph Brühwiler akribisch erforscht und zu Papier gebracht. Für den Journalisten und Autor schliesst sich mit seinem Buch «Die Caran d'Ache Saga» der Kreis.

Text: Andreas Lehmann, Bilder: Bodo Rüedi

«Wir haben immer noch keinen Namen für die Firma.» Er blickt zur Pendule, die an der Wand hängt. «Wir brauchen einen wirklich guten Namen.» Irène steht auf. Sie holt sich im Salon einen Digestif. Als sie in die Bibliothek zurückkommt, geht sie langsamen Schrittes zum Fenster. Dann wendet sie sich zu ihrem Mann. «Warum nennt ihr die Firma nicht Caran d'Ache?» Arnold Schweitzer blickt auf und schaut sie an. «Caran d'Ache? Was ist das für ein Name?» Irène nimmt wieder Platz. «Caran d'Ache ist das Pseudonym eines russischen Karikaturisten, der in Frankreich gewirkt hat. Soviel ich weiss, ist er vor langer Zeit gestorben. Der Name bedeutet in unserer russischen Sprache Bleistift, Karandach.» Arnold Schweitzers Mine hellt sich auf. Langsam spricht er den Namen aus. Silbe für Silbe: «Caran d'Ache». Seine Augen beginnen zu glänzen. «Das könnte er sein! Unser Firmenname.»

* * *

Die Szene spielt im Herbst 1923 im Hause von Caran d'Ache-Gründer Arnold Schweitzer. Und heute, fast hundert Jahre später, liest sich Ralph Brühwilers Buch «Die Caran d'Ache Saga» (NZZ Libro) wie ein gut fundierter, spannender Wirtschaftsroman.

Caran d'Ache ist eine Weltmarke. Die Blei- und Farbstifte sind in der Schweiz vielen ein Begriff. Tausende Kinderhände haben Zeichnungen

mit Caran d'Ache-Farbstiften oder -Neocolor gemalt. Doch nicht nur sie – auch der weltberühmte Picasso vertraute der Marke. In Asien hingegen kennt man Caran d'Ache primär wegen ihrer Hochpreis-Füllfederhalter. Diese kosten dann schon mal mehrere tausend Franken und wurden zwischen 1998 und 2012 unter anderem vom in Lausanne lebenden Gossauer Juwelier Edouard Jud im Auftrag der Firma bearbeitet.

Doch wer kennt sie, die Geschichten und Tragödien jener Protagonisten, die um den St. Galler Börsenmakler und Investor Arnold Schweitzer sowie den heutigen Eigentümerfamilien Hubscher, Reiser und Christin das Genfer Unternehmen zu Weltruhm brachten? Drei Jahre hat Ralph Brühwiler recherchiert, Archive besucht, Quellen studiert, Gespräche geführt, getextet.

Angefangen hat alles mit dem nationalen Zeichenwettbewerb zum 100-Jahr-Jubiläum von Caran d'Ache. Ralph Brühwiler, der hauptsächlich als Autor tätig ist, beschäftigt sich seit Mitte der 90er-Jahre auch mit der Zeichen- und Malkunst. Er nimmt 2015 am Wettbewerb teil. «Ich erinnere mich noch gut an die Preisverleihung im Kunstmuseum in Interlaken. Unsere Zeichnungen wurden im Parterre präsentiert. Die erste Etage war den Werken von Pablo Picasso vorbehalten, die er mit Caran d'Ache-Produkten gemalt hat», sagt Brühwiler. «Im Rahmen dieser Veranstaltung habe ich erfahren, dass der Caran d'Ache-Gründer etwas mit dem Toggenburg zu tun haben könnte. Mein Interesse war geweckt und ich begann im Dezember 2017 mit ersten Recherchen», erzählt der heute 65-Jährige.

Caran d'Ache autorisierte ihn, ein Buch über die Firma zu verfassen und öffnete ihm auch das firmeneigene Archiv. Rasch wird ihm klar, dass

«Ich war erschlagen und glücklich im selben Moment. Plötzlich waren gefühlt hundert Fragen beantwortet.»

die heutigen Besitzer der Firma zwar wissen, dass Arnold Schweitzer das Unternehmen 1924 gegründet hat, nachdem er eine in Liquidation geratene Genfer Bleistiftfabrik erworben hatte, die 1915 von Westschweizer Geschäftsfreunden gegründet worden war. Schweitzers Geschichte war ihnen aber nur vage bekannt.

Von der Bildfläche verschwunden

Ralph Brühwiler hat über 2600 Stunden für das Buch aufgewendet mit dem Ziel, das Leben Arnold Schweitzers und die Firmengeschichte aufzuzeigen. Angefangen hat Brühwiler in Lichtensteig, um zu ergründen, inwiefern Arnold Schweitzer mit dem Toggenburg verbunden ist. «Ich habe herausgefunden, dass sowohl sein gleichnamiger Grossvater wie auch sein Vater Toggenburger waren. Er aber nicht», sagt Brühwiler. Der Autor ist im St.Galler Staatsarchiv fündig geworden: Arnold Schweitzer erblickte am 24. Juni 1885 an der St.Galler Metzgergasse das Licht der Welt und ist im Grabenschulhaus zur Schule gegangen. Bis zur fünften Primarklasse. Dann zog die Familie in die Limmatstadt. Im Zürcher Stadtarchiv ging die Recherche weiter. Brühwiler erfährt, dass Arnold Schweitzer nach Lausanne geht. Dort verliert sich seine Spur. «Ich wusste aber, dass Arnold Schweitzer in Genf gewesen sein musste. Was war zwischen Lausanne und der Firmengründung in Genf passiert? Da war nichts, er war einfach von der Bildfläche verschwunden», sagt der Autor. Auch in den Genfer Archiven fand er vorerst keine weiterführenden Informationen.

«Das Caran d’Ache-Buch ist für mich so etwas wie der Olymp. Ich habe gewusst, jetzt schliesst sich ein Kreis.»

Brühwiler bleibt hartnäckig

«Fündig geworden bin ich dank zweier französischer Gendarmen.» Arnold Schweitzer wollte 1934 nach Annemasse fahren, um ein Terrain für Caran d’Ache zu begutachten. Stattdessen wurde er bei der Einreise von den Grenzbeamten in Gewahrsam genommen – wegen eines gegen ihn vorliegenden Ausweisungsbefehls, von dem er aber keine Ahnung hatte. «Über seinen Anwalt gelang es ihm, Licht ins Dunkel zu bringen», erzählt Brühwiler. Es gibt ein Dokument im Bundesarchiv in Bern, das Schweitzers Lebenslauf und seine Rolle in der sogenannten Hotchkiss-Affäre aufzeigt. Hotchkiss ist ein französischer Automobilhersteller, der kurz vor dem Ersten Weltkrieg auch Waffen für das Militär produzierte. Schweitzer, der zahlreiche Hotchkiss-Aktien erworben hatte, wurde vorgeworfen, er habe mit den Deutschen Kontakt gehabt. «Das war damals eine heikle Angelegenheit, die letztlich zur Festnahme am Zoll führte», sagt der Buchautor. Er bestellte beim Bundesarchiv eine Kopie des Schweitzer-Dossiers. Auf einem A4-Blatt fand er so sämtliche fehlenden Puzzleteile, die in Verbindung mit Lausanne und Genf gestanden sind. «Ich war erschlagen und glücklich im selben Moment. Plötzlich waren gefühlt hundert Fragen beantwortet. Umgekehrt löste es jedoch wieder neue Zusatzrecherchen aus.»

Arnold Schweitzer hat auch eine Weile in St.Petersburg gelebt. Ralph Brühwiler wäre gerne dorthin gereist. Corona hat ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. «Ich wollte wissen, wie es dort aussieht. Und herausfinden, in welchem Haus seine Frau aufgewachsen ist.» Doch bleibt ihm der Rechercheweg, der ihn unter anderem zur Botschaft der russischen Föderation in der Schweiz in Bern und Online-Archiven in St. Petersburg und Deutschland führt. Um sich ein zusätzliches Bild der russischen Stadt zu machen, folgt er mehreren Personen auf Instagram. Das hat ihm letztlich mitgeholfen, die Geschichte von Schweitzers Gattin Irène und ihrer Familie bis nach Hannover zurückzuverfolgen.

In der Caran d’Ache-Blase gelebt

«So eine Geschichte zu recherchieren ist eine enorme Herausforderung. Es braucht viel Energie, aber es gibt auch viel Energie. Ich konnte nicht aufhören zu forschen. Ich habe fast permanent in der Caran d’Ache-Welt gelebt», sagt Brühwiler.

Trotz der Mühen und Stolpersteine – abbrechen wollte er das Projekt nie. «Ich wollte vor allem keine trockene Firmengeschichte schreiben. Deshalb habe ich mir die Freiheit genommen, basierend auf der Faktenlage, Dialoge zu schreiben, die so stattgefunden haben könnten. Das ging sehr gut, ich habe eine blühende Fantasie.»



Auch Schweitzers Enkel haben Ralph Brühwiler vieles geschildert, das sie von ihrer Grossmutter erfahren hatten. Anspruchsvoll war es, diese Erzählweise auch für die letzten Jahrzehnte anzuwenden. «Da leben die Leute teilweise ja noch. Das war dann schon schwieriger. Deshalb habe ich mich hier mehr auf die Medienpräsenz der Firma konzentriert. Da war sehr viel O-Ton dabei.» Zudem hat der Autor auch die aktuelle erhaltungsratspräsidentin Carole Hubscher mehrmals interviewt.

Nachdem er seinen Text beendet hatte, musste er feststellen, dass Recherche und Schreiben erst die Kür waren. Denn die Pflicht, das Erstellen der Anmerkungen, entpuppte sich als höchst anspruchsvolle Arbeit. Alles, was er recherchiert hatte, musste überdies mit dem Quellenverzeichnis belegt und nochmals kontrolliert werden. «Das war zeitraubend und anstrengend. Wenn man Dinge, welche vor zwei Jahren recherchiert und niedergeschrieben wurden, nochmals prüfen muss, ist das eine ermüdende Fleissarbeit.» Mittlerweile hat er erfahren, dass mehrere Leserinnen und Leser auch den umfassenden Anmerkungsteil gelesen haben. Was eigentlich nach trockener Materie in Form von Quellenangaben aussehe, sei mit vielen zusätzlichen Informationen gespickt, ergänzt der Autor.

«Ich wollte schon immer Journalist werden»

Aufgewachsen ist Ralph Brühwiler in Genf und Oberuzwil. Er besuchte das Gymnasium in Rebstein und Immensee. Er erinnert sich noch gut an die Zeit im Rheintal, wenn der starke Föhn an den Fensterläden der Schlafsäle gerüttelt habe. Schon früh erkannte er, dass ihn Kommunikation fasziniert. Nach sieben Jahren war für ihn klar, dass er Journalistik in Fribourg studieren wollte. Während seines zweijährigen Studiums wählte er zusätzlich die Fächer Ethnologie und Ägyptologie. «Ich habe bewusst Ethnologie gewählt, weil ich Reisejournalist werden wollte. Ich träumte davon, irgendwann in Marokko, in Fes oder Marrakesch in einer Mansardenwohnung auf einer Hermes Baby Texte für das Magazin «Geo» zu schreiben. Es blieb beim Traum.» Nach seinem Journalistikstudium wechselte er zu den «Freiburger Nachrichten». Es war ein klassischer Einstieg. Nach einem halben Jahr in Amerika führte ihn sein Weg in die Ostschweiz zum «St.Galler Tagblatt». Vier Jahre später zog es ihn ins Toggenburg, wo er nun seit fast 40 Jahren lebt.

Brühwiler gründete ein Medienbüro und initiierte ein Magazin für das Toggenburg. Damals gab es noch drei Regionalzeitungen im Tal. Er machte auch für Toggenburg Tourismus die Medienarbeit, wo er unter anderem Maria Walliser über alle sieben Churfürsten schickte. Nach



vielen Jahren im Toggenburg-Fokus wurde Brühwiler Medienbeauftragter der Swiss Deluxe Hotels, eine Vereinigung von 35 Fünfsternehotels. «Es war spannend. Mich hat vor allem die Architektur der Hotels fasziniert. Die Welt der Reichen ist nicht so meine Welt. Die Häuser und ihre Geschichte hingegen schon.» Nach sieben Jahren reifte in ihm der Wunsch, Bücher zu verfassen. Er wollte länger an einem Thema bleiben. «Zuerst habe ich ein Buch über die Toggenburger Hebamme Luzia Brand geschrieben. Darauf folgten ein Werk über den Holzbaupionier Hermann Blumer und Biografieaufträge von privaten Unternehmern. Und nun «Die Caran d'Ache Saga».

«Das Caran d'Ache-Buch ist für mich so etwas wie der Olymp. Ich habe gewusst, jetzt schliesst sich ein Kreis. Ich kann mich gut daran erinnern, wie ich als sechsjähriger Bub vor dem Caran d'Ache-Schaufenster am Genfer Bahnhof «Cornavin» stand und staunend die mechanischen Tierfiguren betrachtete. Alle haben etwas mit Farbstiften gemacht. Bären haben dirigiert oder sind als Jungbären in Schulbänken gesessen. Ein Hase posierte auf einem Velo, dessen Speichen mit Farbstiften bestückt waren. Das werde ich nie vergessen. Und heute als Erwachsener durfte ich diese spannende Firmengeschichte, die stellvertretend für den Aufbruch in den 1920er-Jahren steht, aufarbeiten und schreiben. Sie bildet ein bedeutendes Kapitel Schweizer Kultur- und Wirtschaftsgeschichte», sagt Ralph Brühwiler.

Weitere Infos unter:





OBERWAID

DAS HOTEL. DIE KLINIK.



«Prävention nach Mass.
Der ideale Weg zu
neuer Kraft.»



Zur Abklärung des eigenen Gesundheitsprofils

Die medizinischen Check-up Programme dienen zur Abklärung des eigenen Gesundheitsprofils. Die Check-ups sehen wir als Vorsorgemassnahme um mögliche Risikofaktoren zu identifizieren. Wir zeigen Ihnen Wege auf, Ihre Gesundheit zu verbessern oder zu erhalten. In der Oberwaid können Sie sich in angenehmer Atmosphäre auf «Herz und Nieren» prüfen lassen.

Burnout Prävention

Umgeben von Natur, diskret und fernab der Alltagshektik können Sie sich in der Oberwaid ganz auf Ihre Gesundheit konzentrieren. Wir bieten ein breites Spektrum an massgeschneiderten Präventions-Programmen. Die Oberwaid Kur gibt Ihnen die Möglichkeit Ihr Leben wieder erholt, gesünder, leichter und bewusster geniessen zu können. Mit all unserer medizinischen Kompetenz und Erfahrung verhelfen wir Ihnen zu einem gesünderen Lebensstil.

Upgrade yourself.

OBERWAID AG · RORSCHACHER STR. 311 · 9016 ST. GALLEN
T +41 71 282 0000 · INFO@OBERWAID.CH · OBERWAID.CH



Typisches Landei

Fabienne Bamert (*1988) mausert sich zum neuen Aushängeschild des Schweizer Fernsehens. Schubladisiert zu werden, empfindet die Kandidatin der Miss-Schweiz-Wahl 2007 nicht als negativ.

Interview: Marcel Baumgartner, Bild: SRF



Moderatorin
Fabienne Bamert:

«Das ist doch nicht jung!»

Fabienne Bamert, Sie moderierten schon die Live-Übertragungen der Luzerner Fasnacht und von Schwingfesten. Nun, seit 2020 sieht man Sie in der Sendung «Samschtig-Jass». Wie sind Sie in diese doch sehr typischen Schweizer Formate hineingerutscht?

Ich bin schon irgendwie ein typisches Landei. Im Ägerital aufgewachsen, hat mich Brauchtum und Tradition schon immer interessiert. Ich bin aber einfach generell ein sehr neugieriger Mensch und will wissen, was die Menschen bewegt – welche Leidenschaften sie haben.

«Ich frage Alain Berset selbstverständlich, ob er alles nochmals so machen würde.»

Als typisch schweizerisch kann auch eine gewisse Zurückhaltung bezeichnet werden. Trotzdem: Wie

sehr muss man als bekannte Person damit leben, dass das eigene Privatleben auch medial ein Thema ist?

Das ist sicher nicht immer einfach. Aber meist sind die Medien ja ganz freundlich. Ausserdem muss man manchmal auch einfach «Nein» sagen. So mache ich zum Beispiel Fotoshootings immer lieber draussen in der Natur als bei mir zu Hause.

Wie war das für Sie, mit noch jungen 31 Jahren das Aushängeschild einer bekannten TV-Sendung zu werden?

(lacht) Das ist doch nicht jung! Nein – weil ich schon über zehn Jahre als Moderatorin beim Zentralschweizer Fernsehen Tele 1 gearbeitet habe, war das Alter überhaupt kein Thema für mich. Dann noch eher die grossen Fussstapfen meiner Vorgänger. Aber ich will den Sendungen meinen eigenen Stempel aufdrücken.

Sieht man darin in erster Linie die Chancen? Oder birgt es auch Gefahren, quasi selber Schubladisiert zu werden?

Ich sehe nur die Chancen. In einer gewissen Schublade stecken wir Moderatoren ziemlich schnell. Das empfinde ich aber nicht nur negativ. Umso schöner, wenn man dann gewisse Vorurteile entkräften kann.

Sie mussten also nicht zweimal überlegen, als die Anfrage kam?

Nein. Obwohl mir der Abschied von Tele 1 und meinem tollen Team dort extrem schwerfiel.

Der «Samschtig-Jass» soll unterhalten. Sind entsprechend eher kritische Fragen an die Gäste da gar kein Thema?

Doch – absolut! Ich frage Alain Berset selbstverständlich, ob er alles nochmals so machen würde oder will von einem Sportler wissen, warum die letzte Saison überhaupt nicht gut lief. Aber natürlich stehen für mich bei einem fünfminütigen Gespräch, wie wir es im «Samschtig-Jass» haben, nicht die kritischen Fragen im Mittelpunkt.

Wie stark können Sie neben diesem Job noch als Journalistin tätig sein bzw. in welchen Gebieten sind Sie aktuell aktiv?

Ich habe bis Ende letztes Jahr noch in der Kommunikation von OYM (Sportleistungszentrum Cham) gearbeitet. Mit dem Engagement für «SRF bi de Lüt» habe ich diesen Job allerdings aufgegeben und bin nun beim SRF ziemlich ausgelastet. Zwischendurch bin ich extern, zum Beispiel als Speakerin am «Kilchberger Schwinget» oder als Moderatorin bei einem Firmenanlass, im Einsatz.

Wenig reden, so findet die Schülerin sich selbst

Da haben sich zwei Krebsgeborene zu einem Sportteam zusammengeschlossen. Vielleicht bereits von Geburt an ein Pakt der Sensitiven?

Der Pferdeverstehrer? Ein Erfolgspaket auf jeden Fall. Die Enkelin ist beharrlich in den Fussstapfen ihres Grossvaters unterwegs – des mehrfachen Olympiamedaillen-Gewinners. Dressur ist ihre Disziplin, das Pferd ihr Partner, der Weg nach oben in den Sport-Olymp ihre Herausforderung.

Text: Claudia Hutter
Bilder: zVg.

Während 40 Jahren betrieb Unternehmer, Dressurreiter und Trainer Otto Hofer das Dressursportzentrum Grabs, einen Betrieb auf 25 000 Quadratmetern. Naheliegender wäre es gewesen, die repräsentative Anlage an seine Nachkommen zu übergeben, schliesslich befindet sich zumindest eine seiner beiden Enkelinnen, Léonie Guerra, seit Jahren unaufhaltsam auf einem ähnlichen Weg, den er selbst dereinst als Sportler beschritt. Der Wahl-Liechtensteiner entschied sich nach reiflicher Überlegung zum Verkauf: «Ich wollte, dass sich Léonie voll auf das Reiten konzentriert», sagt er.

Freizeit- und Sportreiter vereint

Hofer suchte nicht nur nach einem Käufer für die Anlage in Grabs, er hielt gleichzeitig auch Ausschau nach einem geeigneten Trainingsstall für seine Nachwuchspferde und die damit verbundenen Ansprüche. Schliesslich fand er diesen im Rheintal in Balgach auf dem Flurhof, der von Carola und Otto Steurer-Hautle betrieben wird. Hier zog er im Februar 2020 mit seinen beiden Pferden Dharkan und Luciano und später auch mit Jungstute Galina ein, stellte eine Container-Box für das Equipment auf und legte los. «Wir erhalten hier die Rücksichtnahme, die wir benötigen», sagt er. Weder er noch seine Schülerin möchten den Betrieb mit rund 40 Sport- und Freizeitpferden mit ihren täglichen Trainings unnötig stören. «Wir haben uns hier bestens eingelebt», sagt Léonie, die auf dem Flurhof den Kontakt zu den «ganz normalen» Freizeitreiterinnen schätzt. «In Balgach konnte ich Kolleginnen finden, was bei meinem zeitlichen Aufwand für den Sport nicht unbedingt leicht ist», lacht sie.

Sieg am CDI in Ornago im Oktober sowohl im Grand Prix wie auch in der Kür: Überglücklich mit Dharkan.



U25 als neue Herausforderung

Die Halle auf 20 mal 40 Metern und das Dressurviereck im Freien von 20 mal 60 Metern bieten dem Nachwuchs-Talent und ihrem Trainer den Platz, den sie benötigen. Üben sie Kür, so tönen schon mal Beats aus den Boxen übers Areal, die Spaziergänger bleiben stehen, die andern Pferde zucken für einen Moment gleichgültig die Ohren, die Freizeitreiter werden zu staunendem Publikum. Würden sie bereits heute für die Teilnahme an Olympischen Spielen trainieren, so müsste die Infrastruktur in Balgach erweitert werden, so Hofer. Doch alles der Reihe nach – noch startet Léonie Guerra in der Klasse U25 und auch das ist ab diesem Sommer neu – sowohl für sie als auch ihr Pferd Dharkan. Die Teilnahme an der Europameisterschaft U21 im Spanischen Olivia Nova im Juli wurde ihr wegen der Corona-Sanktionen und der damit fehlenden Vorbereitungsturniere als auch der zusätzlichen Schlussprüfungen an der Schule verunmöglicht. Nun wagt sie sich an die nächst höhere Klasse. An den U25-Europameisterschaften in Hagen (D) sammelte sie Mitte September wichtige Erfahrungen auf dem Grand-Prix-Level in einem starken Umfeld. Beim internationalen CDI (Concours Dressage International) von Ende September in Ornago in der Nähe von Mailand konnte Guerra ihr Können schliesslich unter Beweis stellen. Sie gewann sowohl den U25-Grandprix als auch die Freestyle-Kür. Bei dieser Aufgabe zeigen Reiterin und Pferd eine Kür nach vorgegebenen Kriterien zu eigener Musik. Die 21-Jährige startete zum ersten Mal an einer Grandprix-Kür U25. Ihr Grossvater dazu: «Der Sprung vom Level St.Georg in den Grandprix U25 ist enorm. Wir arbeiten daran.»

Umgänglicher Mensch, umgängliche Pferde

Hofer war schon immer einer mit Visionen. Akribisch verfolgte er Ziele, die er sich setzte und von denen er sich auch durch Widerstände nicht abbringen liess: ein Visionär, Sportler und gleichzeitig ein Geniesser mit ausgesprochener Affinität zur Ästhetik. «Dressurreiten ist Perfektion», bringt er es auf den Punkt. «Ich war immer ein Perfektionist. Mein Umfeld kennt mich nur so.» Trotz seiner hohen Ansprüche ist er ein Trainer mit Herz geblieben. Er mag es nicht, wenn auf Reitplätzen herumgeschrien wird. Das sei weder für den Reitschüler noch für das Pferd in Ordnung. Der Liechtensteiner ist überzeugt, dass seine Reitschülerin nur dann ihren eigenen



Stil entwickeln kann, wenn er sich als Trainer zurückhält. Nach Anweisungen gibt er bewusst von unten Raum zur Reflektion, dabei fühlt er sich stetig in Pferd und Reiterin ein. Selbst sitzt er schon lange nicht mehr im Sattel. Der 77-Jährige, der alle seine Pferde vom Jungpferd bis hin zum Level Grand Prix eigenständig ausbildet, bleibt die Ruhe in persona, auch wenn das Training nicht so läuft, wie er es sich wünscht, Fehler nicht erkannt oder gar wiederholt werden, das Pferd mal erschrickt oder bockt. Hofer wahrt Contenance. Diese Art habe er sich im Umgang mit den Pferden angeeignet. Früher sei er nicht so ausgeglichen gewesen, lacht er. «Pferde sind eine Lebensschule.» Da hängt seine Enkelin mit Nachdruck ein, bestärkt die Aussage. Eine starke Erkenntnis für jemanden, der erst 21 Jahre zählt, sich jedoch mit ihren Sportpartnern schon unzählige Male auf internationalen Plätzen den strengen Blicken der Jury zu stellen hatte. Olympische Sommerspiele finden erst wieder in Paris 2024 und in Los Angeles 2028 statt. Bis dahin heisst es: Den Pferden Zeit lassen, sich zu entwickeln, die U25 meistern, noch öfters die Kraftbank im Gym drücken, Emotionen zulassen und erkennen und – die Contenance nie verlieren. So bleibt das Ziel unverrückbar im Fokus. Der Grossvater weiss Bescheid.

Sie liebt wie ihr Grossvater Ästhetik und Perfektion: Léonie Guerra, Dressurreiterin aus Schaan.

«In Balgach konnte ich Kolleginnen finden, was bei meinem zeitlichen Aufwand für den Sport nicht unbedingt leicht ist.»

Training mit dem Opa auf dem Flurhof in Balgach:

Piaffe und Passage gehören mit zu den schwierigsten Lektionen.



Léonie Guerra

Die Enkelin von Otto Hofer ist am 19. Juli 2000 geboren und wuchs in Schaan auf, wo sie noch heute wohnt. Sie ist Absolventin der United School of Sports. Im Sommer begann sie den praktischen Teil der Ausbildung als Lernende beim Liechtenstein Olympic Committee (LOC) in Schaan. Léonie Guerra ritt schon als Baby auf dem Schoss ihres Grossvaters mit. Seit 2014 kann sie auf nationale als auch internationale Siege zurückblicken. 2018 erkämpfte sie sich den 2. Platz auf der Weltrangliste der Junioren mit Aton sowie den 7. Platz mit Mocca. In den Jahren 2016, 2017 und 2018 errang sie drei Junioren-Schweizermeister-Titel hintereinander. Ende 2019 entschied sich Léonie Guerra, für Liechtenstein zu starten. Neu hinzugekommen sind seitdem ihre Nachwuchspferde Dharkan (Wallach, Oldenburger, Jahrgang 2010) Luciano (Wallach, Westfale, Jahrgang 2010) und Galina (Stute, Oldenburger, Jahrgang 2014). Zwei weitere Jungpferde, darunter auch ein Hengst, befinden sich auf der Weide in Deutschland. Alle Pferde, die Léonie Guerra trainiert und auf Turnieren vorstellt, sind im Besitz von Otto Hofer.

Otto Hofer

Otto Hofer ist am 28. Juni 1944 geboren und wuchs in Luzern auf. Seit 1971 wohnt er in Schaan (LI). Er ist Vater eines Sohnes und einer Tochter sowie Grossvater von zwei Enkelinnen: Léonie Guerra und ihre um fünf Jahre jüngere Schwester Anaïs. Von 1982 bis 1985 errang Otto Hofer vier Mal in Folge mit seinem Pferd Limandus den Schweizer Meistertitel in der Dressur. Bei den Olympischen Spielen 1984 in Los Angeles gewann er mit Limandus in der Einzeldressur Bronze, zudem Silber in der Mannschaftsdressur zusammen mit Christine Stückelberger, Samuel Schatzamm und Daniel Ramseier. 1988 wiederholte der Wahl-Liechtensteiner seinen Erfolg mit der Schweizer Mannschaft bei den Olympischen Spielen in Seoul. Mit Christine Stückelberger und Amy-Cathérine de Bary gewann er mit seinem Pferd Andiamo Olympisches Silber in der Mannschaftsdressur. Hofer war auch bei Europameisterschaften erfolgreich. Nachdem es 1983 für Bronze in der Mannschaftsdressur reichte, gewann er 1985 Silber in der Einzeldressur. 1987 erkämpfte er sich nochmals Silber mit der Equipe, 1989 Bronze. Zudem erritt er sich weitere dreimal hintereinander den Titel als Schweizer Meister – 1987, 1988 und 1989.

Stil und Qualität ist das, was bleibt.



Je anonymer die Welt, desto wichtiger werden Familie, Freunde und vertrauensvolle Unternehmen mit nachhaltigen Produkten und Dienstleistungen. Hier liegen die Kompetenzen der Innenarchitektinnen und Einrichtungsplaner des

Einrichtungshauses GAMMA. Zusammen mit ihren Kundinnen und Kunden entwickeln die Wiler Lifestyleprofis individuelle Wohnkonzepte für mehr Lebensqualität.

Mit dem bewussten Abweichen vom Standard und dem Streben nach authentischer Qualität fördert man die Rückkehr zur traditionellen Handwerkskunst und das Empfinden für echte Qualität. Das fließt als haptisches Erlebnis in alle Bereiche des Wohnens ein, die man auf über 3500m² an der St.Gallerstrasse in Wil erleben kann. Aus Tradition lebt man bei GAMMA aber auch das Bewusstsein für den Umgang mit den Ressourcen von Mutter Erde. Mit Achtsamkeit und Stilempfinden kreieren die Wiler Einrichter seit über 70 Jahren

Mit Achtsamkeit und Stilempfinden kreieren die Wiler Einrichter seit über 70 Jahren Schönes, Wohltuendes, Individuelles und Bleibendes.

Schönes, Wohltuendes, Individuelles und Bleibendes für ihre anspruchsvolle Kundschaft aus der ganzen Schweiz. Bei GAMMA wohnen die Originale. Als Premium-Partner von Topmarken wie Minotti, B&B Italia, Cassina, Molteni, Knoll International, Rimadesio oder Schramm ist das Familienunternehmen auch in der Lage, die Lieblingsstücke nach Gusto zu individualisieren. Stil und Qualität ist eben das, was bleibt, darum ist ein aussergewöhnliches Zuhause immer auch ein Spiegel eines aussergewöhnlichen Lebens. Mehr Infos: gamma.ch

GAMMA
PERSÖNLICHER WOHNEN

GAMMA AG
St. Gallerstrasse 45
CH-9500 Wil
Tel. 071 914 88 88
gamma.ch



Polizeisprecher
Hanspeter Krüsi:

*«Man denkt immer, diese
harten Kerle weinen nicht.»*

Wenn der **Tod** Teil des Berufs ist

Ein breit gebauter Rocker, der mit den Emotionen kämpft. Ein Bauer, der seine Katze rettet. Drängelnde Journalisten. Solche Situationen prägen den Alltag von Hanspeter Krüsi. Seit über zwanzig Jahren ist er als Polizeisprecher tätig, seit zwölf Jahren als Kommunikationschef der Kantonspolizei St.Gallen. Tagtäglich hat er mit rund 250 Fällen zu tun – darunter auch schwere Delikte. Für Krüsi ist es dennoch genau der Job, den er gesucht hat.

Text: Manuela Müller,
Bild: Keystone/Gian Ehrenzeller

Immer wieder hört man von Unfällen auf der Stadtautobahn. Oder man ist gleich selbst mittendrin im Stau wegen eines Unfalls. In diesem Moment kommen nicht nur Feuerwehr, Sanität oder Polizei zum Einsatz, sondern auch der Polizeisprecher. Er bringt Ruhe in die hektische Unfallsituation und beantwortet die wichtigsten Fragen der Medienschaffenden. Auch schreibt er die Mitteilungen, die Interessierten vermitteln sollen, was in der Region passiert. «Es geht dabei um den Bürgerkontakt», erläutert Hanspeter Krüsi, Kommunikationschef der Kantonspolizei St.Gallen. «Dadurch können zum Beispiel Informationen einer Umfahrung der Unfallstelle kommuniziert werden.»

Details, die zurückgehalten werden

Krüsi weiss aus seiner Erfahrung, wie sich die Funktion des Polizeisprechers im Verlauf der Jahre verändert hat. Früher traf er an einem Unfallort bereits die Medienschaffenden an, die darauf warteten, von ihm informiert zu werden. Damals sei man wirklich noch «Sprecher» gewesen. Heute haben die

Kommunikationsverantwortlichen ein mit WLAN ausgestattetes Auto, in dem sie die Medienmitteilungen direkt vor Ort verfassen und versenden.

Natürlich darf der Polizeisprecher nicht immer alles kommunizieren, was im Kanton St.Gallen passiert. Dann wären die Medien innert Stunden von der Flut an Meldungen zugedeckt. Auch geht es immer um rechtliche Vorgaben, was publiziert werden darf und muss – oder eben nicht. Die Meldungen der Polizei werden beispielsweise dann unterlassen, wenn es um Details eines Falles geht. «Wir wollen dann genau diese Details bei einer späteren Festnahme vom Beschuldigten wissen. Würden wir sie bereits publizieren, kämen wir der Täterschaft zuvor», erklärt Hanspeter Krüsi. «Damit könnte man einen ganzen Fall zerstören.»

250 Fälle pro Tag. Ist Krüsi demnach im Dauereinsatz? Teilweise durchaus.

Kameras sind schnell zur Stelle

Für die Polizeisprecher sei es daher auch immer eine Gratwanderung zwischen Information und Sensation. Natürlich interessiere es immer, wenn jemand einen schweren Unfall habe. Und ebenso, wie es demjenigen gehe oder um wen es sich handle. Jedoch gehe es zuerst immer um die Unfallbeteiligten und nicht um die Berichterstattung der Medienhäuser. «Man erlebt es immer wieder: Kaum passiert etwas, hält schon jemand die Kamera drauf», erläutert Krüsi. «Das verschafft uns als Polizeisprecher natürlich einen enormen Druck, dass die Informationen auch richtig weitergegeben werden.»

Der Kampf gegen die falschen Meldungen

Und Krüsi weiter: «Was die Polizei meldet, muss zwingend der Wahrheit entsprechen. Deshalb wollen wir mit der Berichterstattung auch so schnell wie möglich sein.» Es gehe auch darum, den Fake News voranzueilen. «Es ist sehr schwierig, eine falsche Information, die bereits in der Öffentlichkeit kursiert, wieder richtigzustellen.» Natürlich sei

auch hier die Kommunikation das A und O. «Deshalb sind wir immer so schnell wie möglich vor Ort, um der Bevölkerung und auch den Medienschaffenden so gut wie möglich Auskunft zu geben.»

Nicht jede Meldung wird mitgeteilt

Die Kantonspolizei St.Gallen erfasst täglich um die 250 Fälle. Eine stattliche Anzahl, gerade auch, wenn man sie auf eine einzelne Stunde herunterrechnet. In diesen Fällen geht es zum Beispiel um Ausweisverluste, Brände oder Diebstähle. Diese werden in einem Journal zusammengefasst. Jeden Morgen wird das rund 150 Seiten umfassende Journal durchgelesen, die wichtigsten Meldungen herausgepickt und in einem Mail für die Medienschaffenden verschickt.

«Als die Stelle ausgeschrieben war, wusste ich: Das ist mein Job.»

Details beachten

Hanspeter Krüsi betitelt sich selbst als Perfektionisten. Jede Meldung und wie sie gegen aussen kommuniziert wird, sei akribisch in einem Medienhandbuch dargestellt – mit Angaben zur Titellänge und -inhalt sowie den weiteren Textelementen. Auch das Erwähnen der Nationalität des Täters bei einem schweren Delikt ist im Kanton St.Gallen geregelt. «Wir müssen die Angabe aus gesetzlichen Gründen dazu machen.»

Die Social-Media-Plattformen bezeichnet Krüsi als «den Stammtisch». «Da wird dem Frust gegenüber Ausländern, dem Frust gegenüber Randgruppen, aber auch dem Frust gegenüber der Polizei freien Lauf gelassen. Wir schauen alle Kommentare durch, und greifen wo nötig ein.»

Vorgaben bei schweren Delikten

Schwere Fälle, in denen es darauf ankommt, schnell zu berichten und die ersten Informationen mit der Bevölkerung zu teilen, beginnen in der Regel mit einer sogenannten Auftaktmeldung. Die ersten Informationen werden per Mitteilung verbreitet. Mit dieser Mitteilung geht auch immer eine Information für eine Medienkonferenz einher. «Wir geben die ersten Informationen bekannt und melden uns dann beispielsweise 90 Minuten vor der Medienkonferenz, um dann die Folgeinformationen zu vermitteln.» Das nehme den Polizeisprechern schon viel Druck in der sonst schon hektischen Situation. Die Meldung werde dann nach und nach mit den entsprechenden Informationen ergänzt.

24 Stunden für die Medien da

250 Fälle pro Tag. Ist Krüsi demnach im Dauereinsatz? Teilweise durchaus. Sobald im Kanton ein schwereres Ereignis passiert ist, klingelt das Telefon des Polizeisprechers Sturm. «Die Anrufe werden nicht an die Notrufzentrale weitergeleitet, sondern landen direkt bei uns. Die Notrufzentrale hat sonst schon genug zu tun.» So will Krüsi den Druck von

der Notrufzentrale nehmen und zudem auch immer für die Medienschaffenden erreichbar sein.

Polizeisprecher sind allerdings nicht bei jedem Unfall vor Ort. Sie wirken bei schwerwiegenden Unfällen oder Taten mit, um den Druck von den Polizisten zu nehmen, die in dieser Phase keine Zeit haben, auch noch Medien Auskunft zu geben. «Wir arbeiten mit den Medien in allen Phasen Hand in Hand zusammen, führen sie beispielsweise an jene Stellen, an denen sie Fotos machen dürfen», erklärt Krüsi. Zu Auseinandersetzungen mit Journalisten komme es dabei sehr selten. «In meiner ganzen Karriere habe ich bis jetzt erst fünf Mal erlebt, dass man sich am Telefon unfreundlich und unverstanden verabschiedet hat.»

Der Mensch im Fokus

Menschen haben Hanspeter Krüsi schon immer interessiert. Er sei ein sehr kommunikativer Mensch und habe Freude an Sprachen. Ebenso liegt Krüsi die Weiterbildung am Herzen. Dies in den verschiedenen Bereichen Psychologie, PR oder auch Kommunikation. Aus dieser Lust heraus, ständig Neues zu entdecken, sei auch das Interesse für die heutige Tätigkeit entstanden. «Als die Stelle bei der Kantonspolizei St.Gallen ausgeschrieben war, wusste ich: Das ist mein Job. Denn die Polizeiarbeit ist wirklich sehr spannend. Man hat mit allen möglichen Arten von Menschen zu tun», schwärmt Krüsi. So erlebe er als Polizeisprecher immer wieder neue Fälle, die die Arbeit interessant, aber manchmal auch hektisch machen würden.

Emotional anspruchsvoll

Und ja, natürlich wird man bei der Polizei auch immer wieder mit dem Tod konfrontiert. Für Hanspeter Krüsi bleiben aber nicht die Erinnerungen an die tote Person präzise im Kopf, sondern andere Bilder. So etwa, wie sich die Umgebung präsentierte. An einem Unfallort, an dem ein Brand stattgefunden hat, ist ihm zum Beispiel ein Bauer mit einer Katze, die dieser retten konnte, noch stark im Gedächtnis verankert. Oder dann das Beispiel eines Verkehrsunfalls mit Todesfolge: «Bei meinem Eintreffen sah ich einen breit gebauten Rocker am Boden sitzen und weinen. Man denkt immer, diese harten Kerle weinen nicht. Dem ist aber nicht so. Hier treffen sämtliche Emotionen zusammen», erzählt Krüsi mitfühlend. Und was ihn zum Beispiel bei einem Gewaltdelikt am meisten beschäftigt, ist die Tatsache, in eine Wohnung zu kommen, in der alles kurz und klein geschlagen wurde. «Ich frage mich dann, was das Opfer vorher alles mitmachen musste.» Krüsi ist erschüttert, zu was Menschen heutzutage alles fähig sind. Taten, die auch an den Polizisten nicht spurlos vorbeigehen. Entsprechend werden Angebote zur psychologischen Betreuung immer häufiger in Anspruch genommen. Denn eine Uniform mag Eindruck machen. Sie schützt aber nicht vor Eindrücken.



In Boxspring-Betten schlafen Sie so komfortabel wie in Luxushotels.

Sleep Center AG

BOXSPRING-BETTEN, schlafen wie im Luxushotel

Top-Hotels auf der ganzen Welt setzen auf Boxspring-Betten, um ihre Gäste zu verwöhnen. Dieses aussergewöhnliche Schlafvergnügen können jetzt auch Sie zu Hause erleben.

Im Sleep Center, an der Rorschacherstrasse 166 direkt neben dem Shoppingcenter Silberturm in St.Gallen, finden Sie TOP-Boxspring-Betten und alles was es zum guten, gesunden und erholsamen Schlafgenuss braucht, denn wer gut schläft, hat mehr vom Leben.

Thomas Rütter (Inhaber), zertifizierter Medical Sleep Liege- und Schlafberater, setzt sich seit über 30 Jahren intensiv mit dem Thema Schlafen auseinander. Die Mitarbeit in verschiedenen Firmen, unter anderem 3 Jahre Gebietsverkaufsleiter bei TEMPUR Schweiz, brachte ein fundiertes Fachwissen. Er unterstützt Sie dabei, das richtige Bettsystem und guten Schlaf zu finden.

Die Wahl des richtigen Schlafsystems wird Ihren Schlaf und somit Ihre Lebensqualität

während des Tages wesentlich verbessern. Die Auswahl der Schlafsysteme in der schönen Ausstellung erfolgte nach den neusten Kriterien heutiger Schlafmedizin und umfasst die besten Schlafsysteme unserer Zeit wie Boxspring-Betten, Vitario, Notturmo, Röwa, TechnoGel und die Garant-Collection mit einem unschlagbaren Preis-Leistungs-Verhältnis.

Natürlich gehört auch alles rund um die Pflege des Bettes zum Angebot.

sleepcenter
gut geschlafen

Sleep Center AG
Rorschacherstrasse 166
9000 St.Gallen
071 245 89 89
www.sleepcenter.ch

Parkplätze finden Sie neben dem Haus oder im Parkhaus Silberturm.



Die Abgründe des Showbusiness

Mit dem Roman «Der letzte Feind» ist dem St.Galler Schriftsteller und Kommunikationsberater Giuseppe Gracia ein Bestseller in der Schweiz gelungen. Nun legt er mit «Glorias Finale» nach. Der 54-Jährige im Gespräch über ein neues Buch, den Grat zwischen Realität und Fiktion und Castingshows als Spiegel der Gesellschaft.

Interview: Stefan Millius, Bilder: zVg.



Giuseppe Gracia, wie kamen Sie auf die Idee zu Ihrem neuen Roman «Glorias Finale»?

Ich schaute mit meiner kleinen Tochter den «Eurovision Song Contest». Da habe ich mich gefragt, was eigentlich mit den Menschen passiert, die durchs Showgeschäft über Nacht zum Star werden und dann, wenn sie nicht gewinnen, über Nacht wieder von der Bildfläche verschwinden. Ich stellte mir vor, wie es wäre, wenn die jüngste Finalistin einer 50-Millionen-Show die Hauptfigur meines Romans wäre. Wenn diese Frau, eine Schweizerin, aus ärmsten Gastarbeiterverhältnissen käme und es ganz nach oben schaffen würde – aber nicht, um zu gewinnen, sondern mit einer Waffe, um auf der Bühne offene Rechnungen zu begleichen.

«Es ist eine softe Variante der alten Gladiatorenspiele, ganz ohne Blut.»

Eine Rächerstory?

Sagen wir es so: Im Roman werden Menschen zum «Augenfutter» fürs TV-Publikum. Es ist eine softe Variante der alten Gladiatorenspiele, ganz ohne Blut, ohne körperliche Gewalt. Dafür gibt es psychische Gewalt und TV-Tribunale. Unter der hochauflösenden Oberfläche des Kitschpops werden Menschen entwürdigt.

Also ein kritischer Blick aufs Showbusiness.

Ich sehe in der Castingshow einen Spiegel unserer Zeit. Heute ist alles irgendwie ein Casting: das Jobinterview, die Datingplattform, das Büro, die Discothek. Unsere Kultur drängt uns

Autor Giuseppe Gracia:

«Heute ist alles irgendwie ein Casting.»

zur Selbstaussbeutung im Namen der Selbstverwirklichung. Meine Heldin Gloria durchschaut das und möchte die Show töten. Der Roman stellt die Frage, ob sich unsere Casting-Gesellschaft überhaupt töten lässt.

Sind die ersten Sätze beim Schreiben schwerer als die letzten?

Mir gelingt der Einstieg meist mühelos. Ich habe ein Händchen für spannende Ausgangslagen. Dafür hadere ich eher mit dem Schluss. Im Fall von Gloria habe ich mich gleich in die Hauptfigur verliebt, das ist wichtig, damit ich emotional nahe an der Geschichte dranbleibe, damit sich die Intensität hoffentlich auf die Leserschaft überträgt.

Ihr Roman aus dem Vorjahr, «Der letzte Feind», wurde zum Schweizer Bestseller. Wie erklären Sie sich den Erfolg?

Es geht um die Weltverschwörung einer globalistischen Elite, in die der Vatikan involviert ist und bei der es um die Reduktion der Weltbevölkerung in den Schwellenländern geht, um die Optimierung und Humankapitalisierung der Menschheit. Ein Plot, der wohl viele



Im Gespräch
mit dem Autor
Hier geht's zum Podcast
mit Giuseppe Gracia.

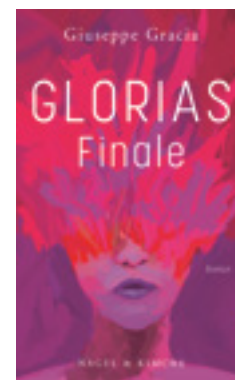
angesprochen hat. Das Buch lässt hinter die Kulissen des Vatikans blicken, und es gibt eine Liebesgeschichte im Herzen Roms.

Wie schmal ist der Grat zwischen realem Zeitgeschehen und dramaturgischen Überlegungen beim Verfassen eines Romans?

Ich glaube, gute Bücher können nicht aus der Realität herausfallen. Für mich ist das Ziel eine spannende Story mit realistischen Figuren, zu denen eine emotionale Verbindung möglich ist. Ich gehe von der Realität aus, dann übernimmt irgendwann die Fantasie, die Lust am Erzählen. Aber die Ausgangslage bleibt die politisch-gesellschaftliche Situation, in der ich mich befinde.

Welche Leserschaft könnte sich für «Glorias Finale» begeistern?

Alle, die gern spannende, starke Frauen erleben wollen, die gern etwas erfahren wollen über das Showbusiness und seine Abgründe. Über Liebe und Verrat, über Rache im Studio, live auf Sendung.



Rachefeldzug im Rampenlicht

Gloria ist die jüngste Finalistin der europaweiten Castingshow Eurostar, die über 50 Millionen Menschen erreicht. Gloria, Tochter eines portugiesischen Einwandererpaars, kommt aus schwierigen, armen Verhältnissen. Schon früh erlebt sie Gewalt vom Vater und von anderen Männern. Wer immer zu ihr steht, ist ihre Freundin Chantal. Sie ist ein paar Jahre älter als Gloria und kümmert sich um sie wie um eine kleine Schwester. Chantal hat die Hoffnung, ihrem tristem Umfeld zu entkommen, indem sie eine berühmte Sängerin wird. Aber hinter den Vorhängen des Showbusiness erfährt sie Missbrauch. Als Gloria alt genug ist, tut sie alles, um sich für das Eurostar-Finale zu qualifizieren, das in 24 Ländern live übertragen wird. Am Abend des Finales kommt Gloria allerdings nicht ins Studio, um zu gewinnen, sondern mit ganz anderen Absichten. Und einer geladenen Pistole.

Anzeige

OSTSCHWEIZER POWER

MALIN ALTHERR

BASIL STILHART

SAMUEL GIGER

MICHELLE EGGER

PATRICK PARATI



www.frifag.club

Samuel's Wahl

Poulet-Jägersteak

Erhältlich an jeder guten Fleischtheke.



Feinstes Geflügel aus Ihrer Nähe.

www.frifag.ch



Ngerulmud heisst das Kuriosum. Gemeint ist damit die Hauptstadt des Pazifikstaates Palau mit 18000 Einwohnern. Die Anreise endet nach den letzten 25 Kilometern Fahrt durch tropisches Niemandsland vor einem monströsen Gebäudekomplex, dem Kapitol von Palau, der exakten Replika des Kapitols in Washington DC. Stille und Hitze liegen über dem menschenleeren Gelände. Nur ein Gärtner stutzt vor dem Eingang Gebüsch zurecht.

Einer Fata Morgana ähnlich thront das wuchtige Bauwerk auf einem Hügel.

Rundum üppiges Dschungelgrün, keine weiteren Häuser weit und breit. Unter einer riesigen Kuppel und hinter imposanten Fassaden gähnt kalte Leere. Der Haustechniker trotz seiner Klimaanlage täglich sengenden Aussentemperaturen. In langen Gängen hallen ab und zu Stimmen und Schuhgeklapper von Verwaltungsangestellten. Zusammen mit ihren Angehörigen sind es rund dreihundert Leute. Damit ist Ngerulmud die einwohnerärmste Hauptstadt eines souveränen Staates. Da und dort bröckelt Verputz von Säulen und Wänden, gibt

den Blick auf die Bausubstanz frei: Gips, Aluminium, Holz und Eisen, angenagt von Wind und Wetter. Auf dem Parkplatz steht eine schwarze Limousine mit Nummernschildern aus Taiwan.

«Unser Kapitol ist ein Geschenk von Taiwan», erklärt mir der Gärtner. «Palau unterstützt dafür mit seiner Stimme die Interessen Taiwans in internationalen Gremien. Ab und zu gibt es hier Staatsempfänge und Kongresse. Die Staatsverwaltung jedoch befindet sich in Koror, unserer grössten Stadt. Das Kapitol wurde aus Verbundenheit mit

Das Geschenk

den USA errichtet. Sie haben uns während des Zweiten Weltkrieges von den Japanern befreit und später wirtschaftlich geholfen. Doch seit Langem gibt's statt Geld nur noch leere Versprechen. Uns geht es wirtschaftlich schlecht: Spitäler, Schulen und Strassen darben. Irgendwann werden wir gezwungen sein, Hilfe aus Grosschina anzunehmen. Die Chinesen warten vor unseren Grenzen mit Koffern voller Geld. Unser Arrangement mit Taiwan ist ihnen schon längst ein Dorn im Auge...»

Hansjörg Hinrichs, Fotojournalist und Expeditionsleiter, bereist von seinem Wohnort Appenzell aus den Südpazifik und dessen Randgebiete seit über 30 Jahren. Als Impulsreferent zeigt er auf, was nicht nur Manager von Urvölkern lernen können.

Sein Unternehmen PACIFIC SOCIETY bietet exklusive Erlebnisprojekte in der Südsee an.

www.pacificsociety.ch

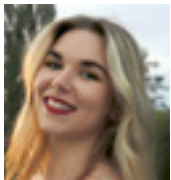


Sämtliche Kolumnen von Hansjörg Hinrichs finden Sie hier.





Sexuelle Gewalt



«Tu nicht so sexistisch. Du wolltest es doch auch.» – «Du übertreibst. So schlimm war es sicherlich nicht.» – «Belästigt wird man nur, weil man es zulässt.»

Statements wie diese muss man sich als Frau nicht selten anhören. Tatsächlich sind dies alles Aussagen, die ich mir anhören musste, wenn ich erzähle, was mir schon passiert ist.

Das Leben als Frau ist alles andere als einfach. Man sollte denken, dass in einer so fortschrittlichen Welt, in der wir leben – eine Welt, in der Emanzipation immer mehr an Wert gewinnt – so etwas tabu sein sollte. Ist es aber nicht.

Ich möchte mit dieser Kolumne nicht gegen Männer hetzen oder behaupten, dass alle Männer so sind. Gewiss nicht! Ich bin es einfach leid, von Freundinnen oder auch aus eigener Erfahrung mit solchen Dingen konfrontiert zu werden.

Ich frage mich, was sich eine Person (ich schreibe bewusst geschlechterneutral) denken muss, wenn man jemanden mit sexistischen Bemerkungen anspricht oder sogar dreist genug ist, eine fremde (!) Person zu berühren – ohne Aufforderung.

Ich kann nur aus eigener Erfahrung sprechen. Ich habe diese Angst selbst schon empfunden. Dieses bedrückende Gefühl, bevor man abends in den Zug einsteigt, nur weil man weiss, dass man nicht alleine ist. Wenn man sich erst ein wenig sicherer fühlt, wenn man den Pfefferspray oder den Schlüssel in der Hand hält. Wenn der Nachhauseweg zum Albtraum wird.

Diese Angst kommt nicht aus Schauergeschichten, sondern von Erlebnissen, über die die meisten nicht sprechen wollen, weil sie zu den Tabuthemen unserer Gesellschaft gehören. Und die, die sich tatsächlich aufzustehen trauen, um dieses Thema anzusprechen, treffen oft auf nur wenig Verständnis.

Jede fünfte Frau hatte schon einmal mit sexuellen Übergriffen zu tun, so heisst es in einem Artikel von «Amnesty International». Man kann leicht in Zahlen sprechen, aber was man tatsächlich herauslesen sollte, ist, dass es zu viele sind. Wann wird man das endlich begreifen?

Es darf kein Tabuthema mehr sein. Denkt an eure Töchter, eure Schwestern, an eure Freundinnen. Sexuelle Übergriffe müssen gestoppt werden!

Lea Müller (*2001) ist Studentin in Fribourg. Sie interessiert sich für Sport und schreibt seit ihrem 12. Lebensjahr Geschichten.

Lass uns über Neurodiversität reden



Ich bin kürzlich mit AD(H)S diagnostiziert worden und will deshalb die Gelegenheit nutzen, um darüber zu schreiben, wie Neurodiversität in unserer Gesellschaft behandelt wird.

Das Konzept der Neurodiversität umfasst zum Beispiel Autismus, ADHS, Legasthenie und vieles weitere. Bevor ich mich genauer mit diesem Thema auseinandergesetzt habe, war mein Bild von all diesen Neurodiversitäten total verzerrt durch veraltete Symptome, geprägt von männlich dominierten Studien und von übertriebenen und falschen Repräsentationen in Film und TV. ADHS zum Beispiel sind nicht nur die Buben, die vor lauter Energie den Unterricht stören, sondern auch die tagträumerischen Mädchen. Ausserdem haben wir nicht ein einziges Mal darüber in der Schule gesprochen, obwohl das der Ort ist, an dem so viele neurodiverse Menschen besonders darunter leiden.

Es war purer Zufall, dass ich über einen Artikel gestossen bin, der erklärte, wie Frauen häufig unterdiagnostiziert sind. Ich habe mich in den Beschreibungen selbst erkannt und habe deshalb eine Diagnose verlangt. Diese Diagnose hat es mir ermöglicht, mich endlich selbst so viel besser zu verstehen.

Die Welt ist gemacht für neurotypische Menschen. Von der Schule, zur Arbeit, über einfache soziale Selbstverständlichkeiten. Dies sind alles Dinge, die einem neurodiversen Menschen das Leben schwer machen können. Ausserdem sind zum Beispiel psychiatrische Komorbiditäten bei Erwachsenen mit ADHS äusserst häufig. Viele leiden unter Depressionen, Angststörungen und höherem Risiko von Nikotin- oder Drogenmissbrauch. Es ist ein täglicher unsichtbarer Kampf. Und wegen Fehlinformationen wissen viele nicht einmal, dass sie ihn führen. Die Gesellschaft muss anfangen zu verstehen, dass unser Hirn anders funktioniert und dass das jeden Moment unseres Lebens beeinflusst. So viele Menschen bekommen nicht die Antworten und die Hilfe, die sie verdienen, weil wir als Gesellschaft nicht darüber reden und viel zu wenig aufklären. Und das muss sich ändern.

Sarah Roth (*2001) aus Diepoldsau ist Gymnasiastin. Sie belegt das Schwerpunktfach Latein bilingual.

Unwetter

Das Wetter ist etwas, das wir nicht beeinflussen können. Zwar haben wir Meteorologen und bestimmte Messstationen, um das Wetter vorherzusagen, aber wir können weder die Sonne bestellen noch das Gewitter zurückweisen.

Wir sind dem Wetter rigoros ausgesetzt. Und wenn Stürme oder Hitzewellen angekündigt werden, tun wir alles, um vorbereitet zu sein. Wir sichern die Gartenmöbel und kaufen Ventilatoren bis zum Geht-nicht-mehr. Doch trotz unserer Vorkehrungen und mentaler Vorbereitungen kommt es zu Lagen, mit denen wir nicht gerechnet haben.

So auch in unserem Nachbarland Deutschland während des Hochwassers im Juli 2021. Menschen verloren ihr Haus, ihre Familienmitglieder, ja sogar ihre Existenz. Das Wetter war stärker als der Mensch. Machtlos mussten wir zusehen, wie das Wasser mehr und mehr Schaden anrichtete.

Und doch glaube ich, dass in diesen Situationen, im hilflosen Ausgesetztsein, etwas Gutes entstehen kann. Denn auch im Schrecken und während dem Sturm können wir Solidarität leben.

Das ist es, worauf es ankommt. Wir können viel-

leicht das Wetter nicht steuern. Doch wir können beeinflussen, wie die Konsequenzen aussehen.

Wir könnten bewegungslos dastehen und zuschauen, wie unser Nachbarland buchstäblich den Bach runtergeht.

Oder wir könnten helfen, spenden, beten und Anteil nehmen. Uns zurücknehmen und denen helfen, die wirklich in der Klemme stecken. Auch mal bei den anderen die Gartenmöbel festschnüren.

Unwetter wird es immer geben. Aber wir können bestimmen, wie wir mit den Konsequenzen leben. Dass wir, auch nach dem Sturm, solidarisch sein können.

Lea Tuttlies (*2002) aus Amriswil ist angehende Studentin.



Alle bereits publizierten Artikel von der jungen Ostschweiz finden Sie hier.

50-Franken-Freigrenze rettet Beziehungen

Endlich stopft der Staat Steuerschlupflöcher. Nicht bei den Gewinnern der Paradise-, Panama oder Pandora Papers. Nein, bei den grenzüberschreitenden Einkaufstouristen. Als netter Nebeneffekt werden damit Beziehungen gerettet.



Ralph Weibel ist Bühnenautor und Nebenspalter-Redaktionsleiter
ralph.weibel@nebelspalter.ch

Sitze auf einem Elektro-Verteilkasten in Kreuzlingen und rauche, nachdem ich mit meiner Frau die Zollfreigrenze zum persönlichen Vorteil genutzt habe. Waren in Konstanz. Natürlich wollen wir auch die Mehrwertsteuer zurück. Bin deshalb mit den Einkäufen zum Auto. Meine Frau zurück mit dem Formular «Ausfuhr- und Abnehmerbescheinigung für Umsatzsteuerzwecke», Geld eintreiben. War vor vier Zigaretten. Mache mir langsam Sorgen. Vielleicht kommt sie ja überhaupt nicht mehr. Stelle mir vor, wie es wäre, wenn meine Frau in Europa verschwunden bliebe. Immerhin müsste ich nie mehr Schuhe einkaufen.

Mich beschleicht die Angst, die Zigaretten könnten mir ausgehen, während Europa mich zum Single macht. Zudem drückt die Blase. Könnte hier im Niemandsland zwischen Europa und Helvetien hinter einen Busch. Doch bestimmt käme dann meine Frau und würde mich nicht finden. Sie würde sich Sorgen machen,

vielleicht denken, ich hätte mich für immer verdrückt. Wahrscheinlich würde sie weinen bei dem Gedanken, die nächsten Stiefel alleine kaufen zu müssen. Überlege mir Vorteile des Single-Daseins. Nie wieder auf eine Frau warten! Könnte die Zeit künftig besser nutzen. Müsste mir keine Ausrede mehr einfallen lassen, um einem drohenden Spaziergang am Sonntag auszuweichen. Kein Mann wird je begreifen, was Frauen an Sonntagsspaziergängen finden. Erst recht nicht, seit es Sportfernsehen gibt.

Nie mehr wäre ich vorwurfsvollen Blicken ausgesetzt, wenn ich den vierten Absacker bestelle, nachdem ich vor zwei Stunden die Meinung meiner Frau geteilt hatte, es wäre höchste Zeit, mit dem Saufen aufzuhören und nach Hause zu gehen. Meine Skepsis weicht leiser Hoffnung. Keine Frau mehr haben heisst, gebrauchte Socken auf dem Sofa lagern ohne geschlechtsübergreifende Konflikte austragen zu müssen. Bierflaschen in den Hausmüll werfen und nie wieder rausholen. Grillieren nur mit Fleisch und Chips, ohne Salate und Gemüse. Mit Kellnerinnen flirten, ohne unter dem Tisch ins Schienbein getreten zu werden. Durch fremde Städte gehen und nach verruchten Kneipen suchen, statt die Zeit in Museen und vor Statuen zu verplempern.

Überlege mir, von meinem Elektro-Verteilkasten zu steigen und loszufahren. Wäge den Gedanken gegen die rund 40 Euro Mehrwertsteuer-Rückerstattung ab, die uns dank dem Formular «Ausfuhr- und Abnehmerbescheinigung für Umsatzsteuerzwecke» zustehen. Das war früher. Künftig stellt sich die Frage nicht mehr. Zur Rettung des heimischen Gewerbes und unzähliger Beziehungen. Danke, Vater Staat.

Cartoons

von Martin Zak



Die Ostschweiz liegt in Ihrer Hand.



© Claudio Bäggli / Zero Real Estate

Mit der App von «Die Ostschweiz».

Jetzt downloaden.
Kostenlos.



DIE
OSTSCHWEIZ

Weit mehr als «nur» regionale
Nachrichten und Hintergründe.
Für Smartphones und Tablets.

Der Sonntag ist zurück

Exklusiv für App-Nutzer: «Die Ostschweiz» am Sonntag – eine Fülle von informativen, unterhaltenden Beiträgen.

Ihre eigene Zeitung

Lesenswerte Artikel einfach mit «Speichern» markieren und so eine persönliche Bibliothek anlegen.

Vertiefende Journale

Digitale Fachmagazine zu verschiedenen Themen wie Gastronomie, Start-ups oder wichtigen Events in der Ostschweiz.

Immer informiert

Die Push-Funktion sendet bei wichtigen Ereignissen eine Benachrichtigung. Aber nur dann, wenn es sich für Sie lohnt.

Leserreporter

Ein spektakuläres Bild, einen witzigen Videoclip, eine wichtige Information: Halten auch Sie es auf dem Laufenden.





EIN PROFI WIE SIE

DUCATO

**Working
for a better
future.**



fiatprofessional.ch

100% ELEKTRISCH, 100% DUCATO. DER NEUE ELEKTRISCHE DUCATO BIETET EINEN NEUEN INNOVATIVEN UND NACHHALTIGEN ANSATZ: MIT EINEM **RECOVERY-MODUS**, DER ES DEM ELEKTROFAHRZEUG ERMÖGLICHT, SEINE FAHRT AUCH BEI EINEM MÖGLICHEN MODULFEHLER FORTZUSETZEN. UND MIT EINER **REICHWEITE VON 370 KM** BIETET ER DIE PERFEKTE MISCHUNG AUS TECHNIK UND NATUR, UM IHR UNTERNEHMEN ZUM LEUCHTEN ZU BRINGEN.

Jetzt mit 5 Jahren Werksgarantie, bis zu 10 Jahren Batterieggarantie und 5 Jahre Wartung inklusive.

Liga[®]

Toggenburgerstrasse 146
9500 Wil

Fürstenlandstrasse 102
9014 St.Gallen

www.liga.ch